

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

L'Arrabbiata.

(Mit einer Abbildung.)

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Aber dem Besuv lagerte eine breite graue Nebelschicht, die sich nach Neapel hinüberdehnte und die kleinen Städte an jenem Küstenstrich verdunkelte. Das Meer lag still. An der Marine aber, die unter dem hohen Sorrentiner Felsen- ufer in einer engen Bucht angelegt ist, rührten sich schon Fischer mit ihren Weibern, die Rähne mit Netzen, die zum Fischen über Nacht draußen gelegen hatten, an großen Tauen ans Land zu ziehen. Andere rüsteten ihre Barken, richteten die Segel zu und schleppten Ruder und Segelstangen aus den großen vergitterten Gewölben vor, die tief in den Felsen hineingebaut über Nacht das Schiffsgesetz bewahren. Man sah keinen müßig gehn; denn auch die Alten, die keine Fahrt mehr machten, reichten sich in die große Kette derer ein, die an den Netzen zogen, und hie und da stand ein Mütterchen mit der Spindel auf einem der flachen Dächer, oder machte sich mit den Enkeln zu schaffen, während die Tochter dem Manne half.

„Siehst du, Rachel? da ist unser Padre Curato“, sagte eine Alte zu einem kleinen Ding von zehn Jahren, das neben ihr sein Spindelchen schwang. „Eben steigt er ins Schiff. Der Antonio soll ihn nach Capri hinüberfahren. Maria Santissima, was sieht der ehrwürdige Herr noch verschlafen aus!“ — Und damit winkte sie mit der Hand einem kleinen, freundlichen Priester zu, der unten sich eben zurechtsetzte in der Barke, nachdem er seinen Rock sorgfältig aufgehoben und über die Holzbank gebreitet hatte. Die Andern am Strande hielten mit der Arbeit ein, um ihren Pfarrer abfahren zu sehen, der nach rechts und links freundlich nickte und grüßte.

„Warum muß er denn nach Capri, Großmutter?“, fragte das Kind. „Haben die Leute

dort keinen Pfarrer, daß sie unsern borgen müssen?“

„Sei nicht so einfältig“, sagte die Alte. „Genug haben sie da und die schönsten Kirchen und sogar einen Einsiedler, wie wir ihn nicht haben. Aber da ist eine vornehme Signora, die hat lange hier in Sorrent gewohnt und war sehr krank, daß der Padre oft zu ihr mußte mit dem Hochwürdigsten, wenn sie dachten, sie übersteht keine Nacht mehr. Nun, die heilige Jungfrau hat ihr beigegeben, daß sie frisch und gesund worden ist und hat alle Tage im Meere baden können. Als sie von hier fort ist, nach Capri hinüber, hat sie noch einen schönen Haufen Dukaten an die Kirche geschenkt und an das arme Volk, und hat nicht fort wollen, sagen sie, ehe der Padre nicht versprochen hat, sie drüben zu besuchen, da sie ihm beichten kann. Denn es ist erstaunlich, was sie auf ihn hält. Und wir können uns segnen, daß wir ihn zum Pfarrer haben, der Gaben hat wie ein Erzbischof, und dem die hohen Herrschaften nachfragen. Die Madonna sei mit ihm!“ — Und damit winkte sie zum Schiffchen hinunter, das eben abstoßen wollte.

„Werden wir klares Wetter haben, mein Sohn?“ fragte der Priester und sah bedenklich nach Neapel hinüber.

„Die Sonne ist noch nicht heraus“, erwiderte der Bursch. „Mit dem bischen Nebel wird sie schon fertig werden.“

„So fahr zu, daß wir vor der Hitze noch ankommen.“

Antonio griff eben zu dem langen Ruder, um die Barke ins Freie zu treiben, als er plötzlich inne hielt und nach der Höhe des steilen Weges hinauffah, der von dem Städtchen Sorrent zur Marine hinabführt.

Eine schlankte Mädchengestalt ward oben sichtbar, die eilig die Steine hinabschritt und mit einem Tuche winkte. Sie trug ein Bündelchen unterm Arm, und ihr Aufzug war dürftig genug. Doch hatte sie eine fast vornehme, nur etwas wilde Art, den Kopf in den Nacken zu werfen,

und die schwarze Flechte, die sie vorn über der Stirn umgeschlungen trug, stand ihr wie ein Diadem.

„Worauf warten wir?“ fragte der Pfarrer.

„Es kommt da noch Jemand auf die Barke zu, der auch wohl nach Capri will. Wenn Ihr erlaubt, Padre — es geht darum nicht langsamer, denn 's ist nur ein junges Ding von kaum acht-zehn Jahr.“

In diesem Augenblick trat das Mädchen hinter der Mauer hervor, die den gewundenen Weg umfaßt. „Laurella?“ sagte der Pfarrer. „Was hat sie in Capri zu tun?“

Antonio zuckte die Achseln. — Das Mädchen kam mit hastigen Schritten heran und sah vor sich hin.

„Guten Tag, l'Arrabbiata!“ riefen einige von den jungen Schiffen. Sie hätten wohl noch mehr gesagt, wenn die Gegenwart des Curato sie nicht in Respekt gehalten hätte; denn die trostige, stumme Art, in der das Mädchen ihren Gruß hinnahm, schien die Übermütigen zu reizen.

„Guten Tag, Laurella,“ rief nun auch der Pfarrer. „Wie steht's? Willst du mit nach Capri?“

„Wenn's erlaubt ist, Padre!“

„Frage den Antonio, er ist der Patron der Barke. Ist Jeder doch Herr seines Eigentums und Gott Herr über uns Alle.“

„Da ist ein halber Carlin“, sagte Laurella, ohne den jungen Schiffer anzusehn. „Wenn ich dafür mitkann.“

„Du kannst's besser brauchen, als ich“, brummte der Bursch und schob einige Körbe mit Orangen zurecht, daß Platz wurde. Er sollte sie in Capri verkaufen, denn die Felseninsel trägt nicht genug für den Bedarf der vielen Besucher.

„Ich will nicht umsonst mit“, erwiderte das Mädchen, und die schwarzen Augenbrauen zuckten.

„Komm nur, Kind“, sagte der Pfarrer. „Er ist ein braver Junge und will nicht reich werden von deinem bißchen Armut. Da, steig ein“ — und er reichte ihr die Hand — „und setz dich hier neben mich. Sieh, da hat er dir seine Jacke hingelegt, daß du weicher sitzen sollst. Mir hat er's nicht so gut gemacht. Aber junges Volk, das treibt's immer so. Für ein kleines Frauenzimmer

wird mehr gejorgt, als für zehn geistliche Herren. Nun, nun, brauchst dich nicht zu entschuldigen, Tonino; 's ist unfers Herrgotts Einrichtung, daß sich Gleich zu Gleich hält.“

Laurella war inzwischen eingestiegen und hatte sich gesetzt, nachdem sie die Jacke, ohne ein Wort zu sagen, beiseite geschoben hatte. Der junge Schiffer ließ sie liegen und murmelte was zwischen den Zähnen. Dann stieß er kräftig gegen den Uferdamm, und der kleine Kahn flog in den Golf hinaus.

„Was hast du da im Bündel?“ fragte der Pfarrer, während sie nun übers Meer hintrieb, das sich eben von den ersten Sonnenstrahlen lichtete.

„Seide, Garn und ein Brod, Padre. Ich soll die Seide an eine Frau in Capri verkaufen, die Bänder macht, und das Garn an eine andere.“

„Hast du's selbst gesponnen?“

„Ja, Herr.“

„Wenn ich mich recht erinnere, hast du auch gelernt Bänder machen.“

„Ja, Herr. Aber es geht wieder schlimmer mit der Mutter, daß ich nicht aus dem Hause kann, und einen eignen Webstuhl können wir nicht bezahlen.“

„Geht schlimmer! Oh, oh! Da ich um Ostern bei euch war, saß sie doch auf.“

„Der Frühling ist immer die böseste Jahreszeit für sie. Seit wir die großen Stürme hatten und die Erbstöße, hat sie immer liegen müssen vor Schmerzen.“

„Laß nicht nach mit Beten und Bitten, mein Kind, daß die heilige Jungfrau Fürbitte tut. Und sei brav und fleißig, damit dein Gebet erhört werde.“

Nach einer Pause: „Wie du da zum Strand herunterkamt, riefen sie dir zu: Guten Tag, l'Arrabbiata! Warum heißen sie dich so? Es ist kein schöner Name für eine Christin, die sanft sein soll und demütig.“

Das Mädchen glühte über das ganze braune Gesicht und ihre Augen funkelten.

„Sie haben ihren Spott mit mir, weil ich nicht tanze und singe und viel Redens mache, wie Andere. Sie sollten mich gehen lassen; ich tu' ihnen ja nichts.“

„Du könntest aber freundlich sein zu Jedermann. Tanzen und singen mögen Andere, denen

das Leben leichter ist. Aber ein gutes Wort geben, schickt sich auch für einen Betrübten.“

Sie sah vor sich nieder und zog die Brauen dichter zusammen, als wollte sie ihre schwarzen Augen darunter verstecken. Eine Weile fuhren sie schweigend dahin. Die Sonne stand nun prächtig über dem Gebirg, die Spitze des Vesuv ragte über der Wolkenschicht heraus, die noch den Fuß umzogen hielt, und die Häuser auf der Ebene von Sorrent blinkten weiß aus den grünen Orangengärten hervor.

„Hat jener Maler nichts wieder von sich hören lassen, Laurella, jener Neapolitaner, der dich zur Frau haben wollte?“ fragte der Pfarrer.

Sie schüttelte den Kopf.

„Er kam damals, ein Bild von dir zu machen. Warum hast du's ihm abgeschlagen?“

„Wozu wollt' er es nur? Es sind Andere schöner als ich. Und dann — wer weiß, was er damit getrieben hätte. Er hätte mich damit verzaubern können und meine Seele beschädigen, oder mich gar zu Tode bringen, sagte die Mutter.“

„Glaube nicht so sündliche Dinge“, sprach der Pfarrer ernsthaft. „Bist du nicht immer in Gottes Hand, ohne dessen Wille dir kein Haar vom Haupte fällt? Und soll ein Mensch mit so einem Bild in der Hand stärker sein als der Herrgott? — Zudem konntest du ja sehen, daß er dir wohlwollte. Hätte er dich sonst heiraten wollen?“

Sie schwieg.

„Und warum hast du ihn ausgeschlagen? Es soll ein braver Mann gewesen sein und ganz stattlich und hätte dich und deine Mutter besser ernähren können, als du es nun kannst, mit dem bischen Spinnen und Seidewickeln.“

„Wir sind arme Leute“, sagte sie heftig, „und meine Mutter nun gar seit so lange krank. Wir wären ihm nur zur Last gefallen. Und ich taugt auch nicht für einen Signore. Wenn seine Freunde zu ihm gekommen wären, hätte er sich meiner geschämt.“

„Was du auch redest! Ich sage dir ja, daß es ein braver Herr war. Und überdies wollte er doch nach Sorrent übersiedeln. Es wird nicht bald so einer wiederkommen, der wie recht vom Himmel geschickt war, um euch aufzuhelfen.“

„Ich will gar keinen Mann, niemals!“ sagte sie ganz trotzig und wie vor sich hin.

„Hast du ein Gelübde getan, oder willst in ein Kloster gehn?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Die Leute haben recht, die dir deinen Eigensinn vorhalten, wenn auch jener Name nicht schön ist. Bedenkst du nicht, daß du nicht allein auf der Welt bist und durch diesen Starrsinn deiner kranken Mutter das Leben und ihre Krankheit nur bitterer machst? Was kannst du für wichtige Gründe haben, jede rechtschaffene Hand abzuweisen, die dich und deine Mutter stützen will! Antworte mir Laurella!“

„Ich habe wohl einen Grund“, sagte sie leise und zögernd, „aber ich kann ihn nicht sagen.“

„Nicht sagen? Auch mir nicht? Nicht deinem Beichtvater, dem du doch sonst wohl zutraust, daß er es gut mit dir meint? Oder nicht?“

Sie nickte.

„So erleichtere dein Herz, Kind. Wenn du Recht hast, will ich der Erste sein, dir recht zu geben. Aber du bist jung und kennst die Welt wenig, und es möchte dich später einmal gereuen, wenn du um kindischer Gedanken willen dein Glück verscherzt hast.“

Sie warf einen flüchtigen scheuen Blick nach dem Burschen hinüber, der emsig rudern hinten im Kahn saß und die wollene Mütze tief in die Stirn gezogen hatte. Er starrte zur Seite ins Meer und schien in seine eigenen Gedanken versunken zu sein. Der Pfarrer sah ihren Blick und neigte sein Ohr näher zu ihr.

„Ihr habt meinen Vater nicht gekannt“, flüsterte sie, und ihre Augen sahen finster.

„Deinen Vater? Er starb ja, den' ich, da du kaum zehn Jahr alt warst. Was hat dein Vater, dessen Seele im Paradiese sein möge, mit deinem Eigensinn zu schaffen?“

„Ihr habt ihn nicht gekannt, Padre. Ihr wißt nicht, daß er allein Schuld ist an der Krankheit der Mutter.“

„Wie das?“

„Weil er sie mißhandelt hat und geschlagen und mit Füßen getreten. Ich weiß noch die Nächte, wenn er nach Hause kam und war in Wut. Sie sagte ihm nie ein Wort und tat Alles, was er wünschte. Er aber schlug sie, daß mir das Herz brechen wollte. Ich zog dann die Decke über den Kopf und tat, als ob ich schlief, weinte aber die ganze Nacht. Und wenn er sie dann am Boden liegen sah, verwandelt' er sich plötzlich

und hob sie auf und küßte sie, daß sie schrie, er werde sie ersticken. Die Mutter hat mir verboten, daß ich nie ein Wort davon sagen soll: aber es griff sie so an, daß sie nun die langen Jahre, seit er tot ist, noch nicht wieder gesund geworden ist. Und wenn sie früh sterben sollte, was der Himmel verhüte, ich weiß wohl, wer sie umgebracht hat.“

Der kleine Priester wiegte das Haupt und schien unschlüssig, wie weit er seinem Beichtkind Recht geben sollte. Endlich sagte er: „Vergib ihm, wie ihm deine Mutter vergeben hat. Heste nicht deine Gedanken an jene traurigen Bilder, Laurella. Es werden bessere Zeiten für dich kommen und dich Alles vergessen machen.“

„Nie vergeß' ich das“, sagte sie und schauerte zusammen. „Und wißt, Padre, darum will ich eine Jungfrau bleiben, um keinem untertänig zu sein, der mich mißhandelte und dann lieblosste. Wenn mich jetzt einer schlagen oder küssen will, so weiß ich mich zu wehren. Aber meine Mutter durfte sich schon nicht wehren, nicht der Schläge erwehren und nicht der Küsse, weil sie ihn lieb hatte. Und ich will keinen so lieb haben, daß ich um ihn krank und elend würde.“

„Bist du nicht ein Kind und sprichst wie eine, die nichts weiß von dem, was auf Erden geschieht? Sind denn alle Männer, wie dein armer Vater war, daß sie jeder Laune und Leidenschaft nachgeben und ihren Frauen schlecht begegnen? Hast du nicht rechtschaffene Menschen genug gesehen in der ganzen Nachbarschaft, und Frauen, die in Frieden und Eintracht mit ihren Männern leben?“

„Von meinem Vater wußt' es auch Niemand, wie er zu meiner Mutter war, denn sie wäre eher tausendmal gestorben, als es einem sagen und klagen. Und das Alles, weil sie ihn liebte. Wenn es so um die Liebe ist, daß sie einem die Lippen schließt, wo man Hilfe schreien sollte, und einen wehrlos macht gegen Ärgeres, als der ärgste Feind einem antun könnte, so will ich nie mein Herz an einen Mann hängen.“

„Ich sage dir, daß du ein Kind bist und nicht weißt, was du sprichst? Du wirst auch viel gefragt werden von deinem Herzen, ob du lieben willst oder nicht, wenn seine Zeit gekommen ist; dann hilft Alles nicht, was du dir jetzt in den Kopfsetzt.“ — Wieder nach einer Pause: „Und

jener Maler, hast du ihm auch zugetraut, daß er dir hart begegnen würde?“

„Er machte so Augen, wie ich sie bei meinem Vater gesehen habe, wenn er der Mutter abhat und sie in die Arme nehmen wollte, um ihr wieder gute Worte zu geben. Die Augen kenn' ich. Es kann sie auch einer machen, der's übers Herz bringt, seine Frau zu schlagen, die ihm nie etwas zu Leide getan hatte. Mir graute, wie ich die Augen wieder sah.“

Darauf schwieg sie beharrlich still. Auch der Pfarrer schwieg. Er besann sich wohl auf viele schöne Sprüche, die er dem Mädchen hätte vorhalten können. Aber die Gegenwart des jungen Schiffers, der gegen das Ende der Beichte unruhiger geworden war, verschloß ihm den Mund.

Als sie nach einer zweistündigen Fahrt in dem kleinen Hafen von Capri anlangten, trug Antonino den geistlichen Herrn aus dem Kahn über die letzten flachen Wellen und setzte ihn ehrerbietig ab. Doch hatte Laurella nicht warten wollen, bis er wieder zurückwatete und sie nachholte. Sie nahm ihr Röckchen zusammen, die Holzpantöffelchen in die rechte, das Bündel in die linke Hand und plätscherte hurtig ans Land.

„Ich bleibe heut wohl lang auf Capri“, sagte der Padre, „und du brauchst nicht auf mich zu warten. Vielleicht komm' ich gar erst morgen nach Haus. Und du, Laurella, wenn du heimkommst, grüße die Mutter. Ich besuche euch in dieser Woche noch. Du fährst doch noch vor der Nacht zurück?“

„Wenn Gelegenheit ist“, sagte das Mädchen und machte sich an ihrem Rock zu schaffen.

„Du weißt, daß ich auch zurück muß“, sprach Antonino, wie er meinte in sehr gleichgültigem Ton. „Ich wart' auf dich bis Ave Maria. Wenn du dann nicht kommst, soll mir's auch gleich sein.“

„Du mußt kommen, Laurella“, fiel der Geistliche ein. „Du darfst deine Mutter keine Nacht allein lassen. — Ist's weit wo du hin mußt?“

„Auf Anacapri, in eine Vigne“.

„Und ich muß auf Capri zu. Behüt' dich Gott Kind, und dich, mein Sohn!“

Laurella küßte ihm die Hand und ließ ein Lebwohl fallen, in das sich der Padre und Antonio teilen mochten. Antonio irrdessen eignete sich's nicht zu. Er zog seine Mütze vor dem Padre und sah Laurella nicht an.

Als sie ihm aber beide den Rücken gekehrt

rount, daß

bei meinem
atter abbat
m ihr wie-
n kenn' ich.
r's übers
die ihm nie
raute, wie

Auch der
l auf viele
hätte vor-
des jungen
Beichte un-
den Mund.
ahrt in dem
trug An-
dem Rah n
setzte ihn
cht warten
nd sie nach-
nmen, die
Bündel in
ans Land.

pri", sagte
uf mich zu
erst morgen
du heim-
che euch in
och vor der

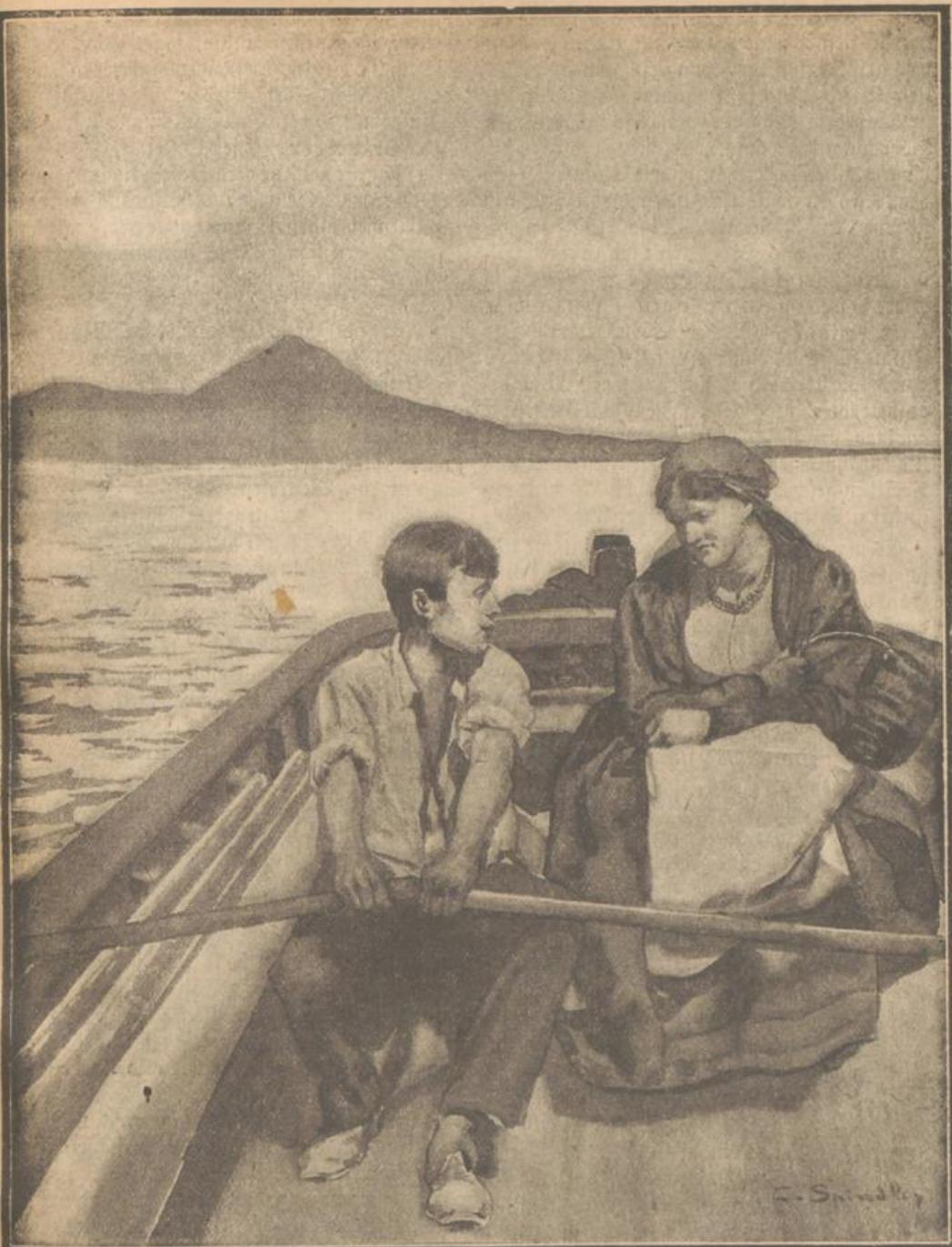
s Mädchen
haffen.

iß", sprach
hgültigem
aria. Wenn
leich sein."
der Geist-
eine Nacht
n mußt?"

Behüt' dich

d ließ ein
re und An-
ffen eignete
ge vor dem

cken gekehrt



Du könntest die zwei Drangen deiner Mutter bringen.

hatten, ließ er seine Augen nur kurze Zeit mit dem geistlichen Herrn wandern, der über das tiefe Kieselgeröll mühsam hinschritt, und schickte sie dann dem Mädchen nach, das sich rechts die Höhe hinauf gewandt hatte, die Hand über die Augen haltend gegen die scharfe Sonne. Er sich der Weg oben zwischen Mauern zurückzog, stand sie einen Augenblick still, wie um Atem zu schöpfen, und sah um. Die Marine lag zu ihren Füßen, ringsum türmte sich der schroffe Fels, das Meer blaute in seltener Pracht — es war wohl ein Anblick des Stehenbleibens wert. Der Zufall fügte es, daß ihr Blick, bei Antonino's Barke vorübergehend, sich mit jenem Blick begegnete, den Antonio ihr nachgeschickt hatte. Sie machten beide eine Bewegung, wie Leute, die sich entschuldigen wollen, es sei etwas nur aus Versehen geschehen, worauf das Mädchen mit finstern Munde ihren Weg fortsetzte.

Es war erst eine Stunde nach Mittag, und schon saß Antonino zwei Stunden lang auf einer Bank vor der Fischer'schenke. Es mußte ihm was durch den Sinn gehen, denn alle fünf Minuten sprang er auf, trat in die Sonne hinaus und überblickte sorgfältig die Wege, die links und rechts nach den zwei Inselstädtchen führen. Das Wetter sei ihm bedenklich, sagte er dann zu der Wirtin der Osterie. Es sei wohl klar, aber er kenne diese Farbe des Himmels und Meers. Gerade so hab' es ausgesehen, eh' der letzte große Sturm war, wo er die englische Familie nur mit Not ans Land gebracht habe. Sie werde sich erinnern.

„Nein“, sagte die Frau.

Nun sie solle an ihn denken, wenn sich's noch vor Nacht verändere.

„Sind viel Herrschaften drüben?“ fragte die Wirtin nach einer Weile.

„Es fängt eben an. Bisher hatten wir schlechte Zeit. Die wegen der Bäder kommen, ließen auch auf sich warten.“

„Das Frühjahr kam spät. Habt ihr mehr verdient, als wir hier auf Capri?“

„Es hätte nicht ausgereicht, zweimal die Woche Maccaroni zu essen, wenn ich bloß auf die Barke angewiesen wäre. Dann und wann einen Brief nach Neapel zu bringen, oder einen Signore aufs Meer gerudert, der angeln wollte — das war Alles. Aber Ihr wißt, daß mein Onkel die großen Drangengärten hat und ein

reicher Mann ist. Tonino, sagt er, so lang ich lebe, sollst du nicht Not leiden und hernach wird auch für dich gesorgt werden. So hab' ich den Winter mit Gottes Hilfe überstanden.“

„Hat er Kinder, Euer Onkel?“

„Nein, er war nie verheiratet und lang außer Landes, wo er denn manchen guten Pfaster zusammengebracht hat. Nun hat er vor, eine große Fischerei anzufangen, und will mich über das ganze Wesen setzen, daß ich nach dem Rechten sehe.“

„So seid Ihr ja ein gemachter Mann, Antonino.“

Der junge Schiffer zuckte die Achseln. „Es hat jeder sein Bündel zu tragen“, sagte er. Damit sprang er auf und sah wieder links und rechts nach dem Wetter, obwohl er wissen mußte, daß es nur eine Wetterseite gibt.

„Ich bring' euch noch eine Flasche. Euer Onkel kann's bezahlen“, sagte die Wirtin.

„Nur noch ein Glas, denn Ihr habt hier eine feurige Art Wein. Der Kopf ist mir schon ganz warm.“

„Er geht nicht ins Blut. Ihr könnt trinken, soviel Ihr wollt. Da kommt eben mein Mann, mit dem müßt Ihr noch eine Weile sitzen und schwätzen.“

Wirklich kam, das Netz über die Schultern gehängt, die rote Mütze über den geringelten Haaren, der stattliche Padrone der Schenke die Höhe herunter. Er hatte Fische in die Stadt gebracht, die jene vornehme Dame bestellt hatte, um sie dem kleinen Pfarrer von Sorrent vorzusetzen. Wie er des jungen Schiffers ansichtig wurde, winkte er ihm herzlich mit der Hand ein Willkommen zu, setzte sich dann neben ihn auf die Bank und fing an zu fragen und zu erzählen. Eben brachte sein Weib eine zweite Flasche des echten unverfälschten Capri, als der Uferstrand zur Linken knisterte und Laurella des Weges von Anacapri daher kam. Sie grüßte flüchtig mit dem Kopf und stand unschlüssig still.

Antonino sprang auf. „Ich muß fort“, sagte er. „'s ist ein Mädchen aus Sorrent, das heute früh mit dem Signor Curato kam und auf die Nacht wieder zu ihrer kranken Mutter will.“

„Nun nun, 's ist noch lang bis Nacht“, sagte der Fischer. „Sie wird doch Zeit haben, ein Glas Wein zu trinken. Hola, Frau, bring noch ein Glas!“

„Ich danke, ich trinke nicht,“ sagte Laurella und blieb in einiger Entfernung.

„Schenk nur ein, Frau, schenk ein! Sie läßt sich nötigen.“

„Laßt sie,“ sagte der Bursch. „Sie hat einen harten Kopf, was sie einmal nicht will, das redet ihr kein Geistlicher ein.“ — Und damit nahm er eilfertig Abschied, lief nach der Barke hinunter, löste das Seil und stand nun in Erwartung des Mädchens. Die grüßte noch einmal nach den Wirten der Schenke zurück und ging dann mit zaudernden Schritten der Barke zu. Sie sah vorsichtig nach allen Seiten um, als erwarte sie, daß sich noch andere Gesellschaft einfinden würde. Die Marine aber war menschenleer; die Fischer schliefen oder fuhren im Meer mit Angeln und Netzen, wenige Frauen und Kinder saßen unter den Türen, schlafend oder spinnend, und die Fremden, die am Morgen herübergefahren, warteten die kühlere Tageszeit zur Rückfahrt ab. Sie konnte auch nicht zu lange umschauen, denn eh' sie es wehren konnte, hatte Antonino sie in die Arme genommen und trug sie wie ein Kind in den Rachen. Dann sprang er nach, und mit wenigen Ruderschlägen waren sie schon im offenen Meer.

Sie hatte sich vorn in den Kahn gesetzt und ihn halb den Rücken zugekehrt, daß er sie nur von der Seite sehen konnte. Ihre Züge waren jetzt noch ernsthafter als gewöhnlich. Über die kurze Stirn hing das Haar tief herein, um den feinen Nasenflügel zitterte ein eigensinniger Zug, der volle Mund war fest geschlossen. — Als sie eine Zeitlang so stillschweigend über Meer gefahren waren, empfand sie den Sonnenbrand, nahm das Brod aus dem Tuch und schlang dieses über die Flechte. Dann fing sie an, von dem Brode zu essen und ihr Mittagsmahl zu halten; denn sie hatte auf Capri nichts genossen.

Antonino sah das nicht lange mit an. Er holte aus einem der Körbe, die am Morgen mit Drangen gefüllt gewesen, zwei hervor und sagte: „Da hast du was zu deinem Brod, Laurella. Glaub' nicht, daß ich sie für dich zurückbehalten habe. Sie sind aus dem Korb in den Kahn gerollt, und ich fand sie, als ich die leeren Körbe wieder in die Barke setzte.“

„Iß du sie doch. Ich hab' an meinem Brode genug.“

„Sie sind erfrischend in der Hitze, und du bist weit gelaufen.“

„Sie gaben mir oben ein Glas Wasser, das hat mich schon erfrischt.“

„Wie du willst,“ sagte er, und ließ sie wieder in den Korb fallen.

Neues Stillschweigen. Das Meer war spiegelglatt und rauschte kaum um den Kiel. Auch die weißen Seevögel, die in den Uferhöhlen nisteten, zogen lautlos auf ihren Raub.

„Du könntest die zwei Drangen deiner Mutter bringen,“ sing Antonino wieder an.

„Wir haben ihrer noch zu Haus, und wenn sie zu Ende sind, geh' ich und kaufe neue.“

„Bringe sie ihr nur, und ein Compliment von mir.“

„Sie kennt dich ja nicht.“

„So könntest du ihr sagen, wer ich bin.“

„Ich kenne dich auch nicht.“

Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn so verleugnete. Vor einem Jahr, als der Maler eben nach Sorrent gekommen war, traf sich's an einem Sonntage, daß Antonino mit andern jungen Burschen aus dem Ort auf einem freien Platz neben der Hauptstraße Boccia spielte. Dort begegnete der Maler zuerst Laurella, die, einen Wasserkrug auf dem Kopfe tragend, ohne sein zu achten vorüberschritt. Der Neapolitaner, von dem Anblick betroffen, stand und sah ihr nach, obwohl er sich mitten in der Bahn des Spieles befand und mit zwei Schritten sie hätte räumen können. Eine unsanfte Kugel, die ihm gegen das Fußgelenk fuhr, mußte ihn daran erinnern, daß hier der Ort nicht sei, sich in Gedanken zu verlieren. Er sah um als erwarte er eine Entschuldigung. Der junge Schiffer, der den Wurf getan hatte, stand schweigend und trozig inmitten seiner Freunde, daß der Fremde es geraten fand, einen Wortwechsel zu vermeiden und zu gehen. Doch hatte man von dem Handel gesprochen und sprach von Neuem davon, als der Maler sich offen um Laurella bewarb. „Ich kenne ihn nicht,“ sagte diese unwillig, als der Maler sie fragte, ob sie ihn jenes unhöflichen Burschen wegen ausschlage. Und doch war auch ihr jenes Gerede zu Ohren gekommen. Seitdem, wenn ihr Antonino begegnete, hatte sie ihn doch wohl wiedererkannt.

Und nun saßen sie im Kahn wie die bittersten Feinde und beiden klopfte das Herz tödlich.

Das sonst gutmütige Gesicht Antonino's war bestig geröthet; er schlug in die Wellen, daß der Schaum ihn überspritzte, und seine Lippen zitterten zuweilen, als spräche er böse Worte. Sie tat, als bemerkte sie es nicht, und machte ihr unbefangenes Gesicht, neigte sich über den Bord des Nachens und ließ die Flut durch ihre Finger gleiten. Dann band sie ihr Tuch wieder ab und ordnete ihr Haar, als sei sie ganz allein im Kahn. Nur die Augenbrauen zuckten noch, und umsonst hielt sie die nassen Hände gegen ihre brennenden Wangen, um sie zu kühlen.

Nun waren sie mitten auf dem Meer, und nah und fern ließ sich kein Segel blicken. Die Insel war zurückgeblieben, die Küste lag im Sonnenduft weitab, nicht einmal eine Möwe durchflog die tiefe Einsamkeit. Antonino sah um sich her. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen. Die Röthe wich plötzlich von seinen Wangen und er ließ die Ruder sinken. Unwillkürlich sah Laurella nach ihm um, gespannt aber furchtlos.

„Ich muß ein Ende machen,“ brach der Bursch heraus. „Es dauert mir schon zu lange und wundert mich schier, daß ich nicht drüber zu Grunde gegangen bin. Du kennst mich nicht sagst du? Hast du nicht lange genug mit angesehen, wie ich bei dir vorüberging, als ein Unfinniger und hatte das ganze Herz voll, dir zu sagen? Dann machtest du deinen bösen Mund und drehtest mir den Rücken.“

„Was hatt' ich mit dir zu reden?“ sagte sie kurz. „Ich habe wohl gesehn, daß du mit mir anbinden wolltest. Ich wollt' aber nicht in der Leute Mäuler kommen um nichts und wieder nichts. Denn zum Manne nehmen mag ich dich nicht, dich nicht und keinen.“

„Und keinen? So wirst du nicht immer sagen. Weil du den Maler weggeschickt hast? Pah! Du warst noch ein Kind damals. Es wird dir schon einmal einsam werden, und dann, toll wie du bist, nimmst du den ersten besten.“

„Es weiß keiner seine Zukunft. Kann sein, daß ich noch meinen Sinn ändere. Was geht's dich an?“

„Was es mich angeht?“ fuhr er auf und sprang von der Ruderbank empor, daß der Kahn schaukelte. „Was es mich angeht? Und so kannst du noch fragen, nachdem du weißt, wie es um

mich steht? Müsse der elend umkommen, dem je besser von dir begegnet würde, als mir!“

„Hab' ich mich dir je versprochen? Kann ich dafür, wenn dein Kopf unsinnig ist? Was hast du für ein Recht auf mich?“

„O,“ rief er aus, „es steht freilich nicht geschrieben, es hat's kein Advokat in Latein abgefaßt und versiegelt; aber das weiß ich, daß ich so viel Recht auf dich habe, wie in den Himmeln zu kommen, wenn ich ein braver Kerl gewesen bin. Meinst du, daß ich mit ansehen will, wenn du mit einem Andern in die Kirche gehst, und die Mädchen gehn mir vorüber und zucken die Achseln. Soll ich mir den Schimpf antun lassen?“

„Tu, was du willst. Ich lasse mir nicht bangen, so viel du auch drohst. Ich will auch tun, was ich will.“

„Du wirst nicht lange so sprechen,“ sagte er und bedeckte über den ganzen Leib. „Ich bin Manns genug, daß ich mir das Leben nicht länger von einem Trostkopf verderben lasse. Weißt du, daß du hier in meiner Macht bist und tun mußt, was ich will?“

Sie fuhr leicht zusammen und blitzte ihn mit den Augen an.

„Bringe mich um, wenn du's wagst,“ sagte sie langsam.

„Man muß nichts halb tun,“ sagte er, und seine Stimme klang heiser. „'s Platz für uns Beide im Meer. Ich kann dir nicht helfen, Kind, — und er sprach fast mitleidig, wie aus dem Traum — aber wir müssen hinunter, alle Beide, und auf einmal, und jetzt!“ schrie er überlaut und faßte sie plötzlich mit beiden Armen an. Aber im Augenblick zog er die rechte Hand zurück, das Blut quoll hervor, sie hatte ihn heftig hineingebissen.

„Muß ich tun was du willst? rief sie und stieß ihn mit einer raschen Wendung von sich. „Laß sehn, ob ich in deiner Macht bin!“ — Damit sprang sie über den Bord des Kahns und verschwand einen Augenblick in der Tiefe.

Sie kam gleich wieder herauf; ihr Röschchen umschloß sie fest, ihre Haare waren von den Wellen aufgelöst und hingen schwer über den Hals nieder, mit den Armen ruderte sie emsig und schwamm, ohne einen Laut von sich zu geben, kräftig von der Barke weg nach der Küste zu. Der jähe Schreck schien ihm die Sinne gelähmt

zu haben. Er stand im Kahn, vorgebeugt, die Blicke starr nach ihr hingekichtet, als begebe sich ein Wunder vor seinen Augen. Dann schüttelte er sich, stürzte nach den Rudern, und fuhr ihr mit aller Kraft, die er aufzubieten hatte, nach, während der Boden seines Rahnes von dem immerzu strömenden Blute rot wurde.

Im Nu war er an ihrer Seite, so hastig sie auch schwamm. „Bei Maria Santissima!“ rief er, „komm in den Kahn. Ich bin ein Toller gewesen; Gott weiß, was mir die Vernunft benebelte. Wie ein Blitz vom Himmel fuhr mir's ins Hirn, daß ich ganz aufbrannte und wußte nicht, was ich tat und rebete. Du sollst mir nicht vergeben, Laurella, nur dein Leben retten und wieder einsteigen.“

Sie schwamm fort, als habe sie nichts gehört.

„Du kannst nicht bis ans Land kommen, es sind noch zwei Miglien. Denk an deine Mutter. Wenn dir ein Unglück begegnete, ich stürbe vor Entsetzen.“

Sie maß mit einem Blick die Entfernung von der Küste. Dann, ohne zu antworten, schwamm sie an die Barke heran und faßte den Bord mit den Händen. Er stand auf, ihr zu helfen; seine Jacke, die auf der Bank gelegen, glitt ins Meer, als der Rachen von der Last des Mädchens nach der einen Seite hinübergezogen wurde. Gewandt schwang sie sich empor und erklimmte ihren früheren Sitz. Als er sie geborgen sah, griff er wieder zu den Rudern. Sie aber wand ihr triefendes Röckchen aus und rang das Wasser aus den Flechten. Dabei sah sie auf den Boden der Barke und bemerkte jetzt das Blut. Sie warf einen raschen Blick nach der Hand, die, als sei sie unverwundet, das Ruder führte. „Da!“ sagte sie und reichte ihm ihr Tuch. Er schüttelte den Kopf und ruderte vorwärts. Sie stand endlich auf, trat zu ihm und band ihm das Tuch fest um die tiefe Wunde. Darauf nahm sie ihm, so viel er auch abwehrte, das eine Ruder aus der Hand und setzte sich ihm gegenüber, doch ohne ihn anzusehn, fest auf das Ruder blickend, das vom Blut geröthet war, und trieb mit kräftigen Stößen die Barke fort. Sie waren Beide blaß und still. Als sie näher ans Land kamen, begegneten ihnen Fischer, die ihre Netze auf die Nacht auswerfen wollten. Sie riefen Antonino an und neckten Laurella. Keins sah auf oder erwiderte ein Wort.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über Procida, als sie die Marine erreichten. Laurella schüttelte ihr Röckchen, das fast völlig überm Meer getrocknet war, und sprang ans Land. Die alte spin nende Frau, die sie schon am Morgen hatte abfahren sehen, stand wieder auf dem Dach. „Was hast du an der Hand, Tonino?“ rief sie hinunter. „Jesus Christus, die Barke schwimmt ja in Blut!“

„'s ist nichts, Commare,“ erwiderte der Bursch. „Ich riß mich an einem Nagel, der zu weit vorsah. Morgen ist's vorbei. Das verwünschte Blut ist nur gleich bei der Hand, daß es gefährlicher aussieht, als es ist.“

„Ich will kommen und dir Kräuter auflegen, Comparello. Wart', ich komme schon.“

„Bemüht euch nicht, Commare. Ist schon alles aesehn, und morgen wird's vorbei sein und vergessen. Ich habe eine gesunde Haut, die gleich wieder über jede Wunde zuwächst.“

„Addio!“ sagte Laurella und wandte sich nach dem Pfad, der hinaufführt.

„Gute Nacht!“ rief ihr der Bursche nach, ohne sie anzusehn. Dann trug er das Gerät aus dem Schiff und die Körbe dazu und stieg die kleine Steintreppe zu seiner Hütte hinauf.

Es war keiner außer ihm in den zwei Kammern, durch die er nun hin und her ging. Zu den offenen Fensterchen, die nur mit hölzernen Läden verschlossen werden, strich die Luft etwas erfrischender herein, als über das ruhige Meer, und in der Einsamkeit war ihm wohl. Er stand auch lange vor dem kleinen Bilde der Mutter Gottes und sah die aus Silberpapier daraufgeklebte Sternenglorie andächtig an. Doch zu beten fiel ihm nicht ein. Um was hätte er bitten sollen, da er nichts mehr hoffte?

Und der Tag schien heute still zu stehen. Er sehnte sich nach der Dunkelheit, denn er war müde, und der Blutverlust hatte ihn auch mehr angegriffen, als er sich gestand. Er fühlte heftige Schmerzen an der Hand, setzte sich auf einen Schemel und löste den Verband. Das zurückgedrängte Blut schoß wieder hervor, und die Hand war stark um die Wunde angeschwollen. Er wusch sie sorgfältig und kühlte sie lange. Als er sie wieder vorzog, unterschied er deutlich die Spur von Laurella's Zähnen. „Sie hatte Recht,“ sagte er. „Eine Bestie war ich und verdient es nicht besser. Ich will ihr morgen das

Tuch durch den Giuseppe zurückschicken. Denn mich soll sie nicht wiedersehn“ — Und nun wusch er das Tuch sorgfältig und breitete es in der Sonne aus, nachdem er sich die Hand wieder verbunden hatte, so gut er's mit der Linken und den Zähnen konnte. Dann warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Der helle Mond weckte ... aus einem halben Schlaf, zugleich der Schmerz in der Hand. Er sprang eben wieder auf um die pochenden Schläge des Bluts in Wasser zu beruhigen, als er ein Geräusch an seiner Tür hörte. „Wer ist da?“ rief er und öffnete. Laurella stand vor ihm.

Ohne viel zu fragen trat sie ein. Sie warf das Tuch ab, das sie über den Kopf geschlungen hatte, und stellte ein Körbchen auf den Tisch. Dann schöpfte sie tief Atem.

„Du kommst, dein Tuch zu holen,“ sagte er; „du hättest dir die Mühe sparen können, denn morgen in der Frühe hätte ich Giuseppe gebeten, es dir zu bringen.“

„Es ist nicht um das Tuch,“ erwiderte sie rasch. „Ich bin auf dem Berg gewesen, um dir Kräuter zu holen, die gegen das Bluten sind. Da!“ Und sie hob den Deckel vom Körbchen.

„Zu viel Mühe,“ sagte er, und ohne alle Herbigkeit, „zu viel Mühe. Es geht schon besser, viel besser; und wenn es schlimmer ginge, ging es auch nach Verdienst. Was willst du hier um diese Zeit? Wenn dich einer hier trafe! Du weißt, wie sie schwagen, obwohl sie nicht wissen, was sie sagen.“

„Ich kümmere mich um keinen,“ sprach sie heftig. „Aber die Hand will ich sehen, und die Kräuter darauf tun, denn mit der Linken bringst du es nicht zu Stande.“

„Ich sage dir, daß es unnötig ist.“

„So laß mich es sehen, damit ich's glaube.“

Sie ergriff ohne Weiteres die Hand, die sich nicht wehren konnte und band die Lappen ab. Als sie die starke Geschwulst sah, fuhr sie zusammen und schrie auf: „Jesus Maria!“

„Es ist ein bißchen aufgelaufen,“ sagte er. „Das geht weg in einem Tag und einer Nacht.“

Sie schüttelte den Kopf: „So kannst du eine Woche lang nicht aufs Meer.“

„Ich den!, schon übermorgen. Was tut's auch?“

Indessen hatte sie ein Becken geholt und die Wunde von neuem gewaschen, was er litt wie

ein Kind. Dann legte sie die heilsamen Blätter des Krautes darauf, die ihm das Brennen so gleich linderten, und verband die Hand mit Streifen Leinwand, die sie auch mitgebracht hatte.

Als es getan war, sagte er: „Ich danke dir. Und höre, wenn du mir noch einen Gefallen tun willst, vergib mir, daß mir heut so eine Tollheit über den Kopf wuchs, und vergiß das alles, was ich gesagt und getan habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Du hast mir nie Veranlassung dazu gegeben, du wahrhaftig nicht. Und du sollst schon nichts wieder von mir hören, was dich kränken könnte.“

„Ich habe dir abzubitten,“ fiel sie ein. „Ich hätte dir alles anders und besser vorstellen sollen und dich nicht aufbringen durch meine stumme Art. Und nun, gar die Wunde!“

„Es war Notwehr, und die höchste Zeit, daß ich meiner Sinne wieder mächtig wurde. Und wie gesagt, es hat nichts zu bedeuten. Sprich nicht von Vergeben. Du hast mir wohlgetan, und das danke ich dir. Und nun geh schlafen, und da — da ist auch dein Tuch, daß du's gleich mitnehmen kannst.“

Er reichte es ihr, aber sie stand noch immer und schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Du hast auch deine Jacke eingebüßt um meinetwegen, und ich weiß, daß das Geld für die Orangen darin steckte. Es fiel mir alles erst unterwegs ein. Ich kann dir's nicht so wieder ersetzen, denn wir haben es nicht, und wenn wir's hätten, gehört es der Mutter. Aber da hab' ich das silberne Kreuz, das mir der Maler auf den Tisch legte, als er das letzte Mal bei uns war. Ich hab' es seitdem nicht ange'sehn und mag es nicht länger im Kasten haben. Wenn du es verkaufst — es ist wohl ein paar Pfaster wert, sagte damals die Mutter — so wäre dir dein Schaden ersetzt, und was fehlen sollte, will ich suchen mit Spinnen zu verdienen, Nachts, wenn die Mutter schläft.“

„Ich nehme nichts,“ sagte er kurz und schob das blanke Kreuzchen zurück, das sie aus der Tasche geholt hatte.

„Du mußt's nehmen,“ sagte sie. „Wer weiß, wie lang du mit dieser Hand nicht's verdienen kannst. Da liegt's, und ich will's nie wieder sehn mit meinen Augen.“

„So wirf es ins Meer.“

„Es ist ja kein Geschenk, das ich dir mache; es ist nicht mehr als dein gutes Recht und was dir zukommt.“

„Recht? Ich habe kein Recht auf irgend was von dir. Wenn du mir später einmal begegnen solltest, tu mir den Gefallen, und sieh mich nicht an, daß ich nicht denke, du erinnerst mich an das, was ich dir schuldig bin. Und nun gute Nacht, und laß es das Letzte sein.“

Er legte ihr das Tuch in den Korb und das Kreuz dazu und schloß den Deckel darauf. Als er dann auffah und ihr ins Gesicht, erschrad er. Große schwere Tropfen stürzten ihr über die Wangen. Sie ließ ihnen ihren Lauf.

„Maria Santissima!“ rief er, „bist du krank? du zitterst von Kopf bis zu Fuß.“

„Es ist nichts,“ sagte sie. „Ich will heim!“ und wandte nach der Thür. Das Weinen übermannte sie, daß sie die Stirn gegen den Pfosten drückte und nun laut und heftig schluchzte. Aber eh' er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals.

„Ich kann's nicht ertragen,“ schrie sie und preßte ihn an sich, wie sich ein Sterbender ans Leben klammert, „ich kann's nicht hören, daß du mir gute Worte gibst, und mich von dir gehen heißest mit all der Schuld auf dem Gewissen. Schläge mich, tritt mich mit Füßen, verwünsche mich! — oder, wenn es wahr ist, daß du mich lieb hast, noch, nach all dem Bösen, das ich dir getan habe, da nimm mich und behalte mich und mach mit mir, was du willst. Aber schick mich nicht so fort von dir!“ — Neues, heftiges Schluchzen unterbrach sie.

Er hielt sie eine Weile sprachlos in den Armen. „Ob ich dich noch liebe?“ rief er endlich. „Heilige Mutter Gottes! meinst du, es sei all mein Herzblut aus der kleinen Wunde von mir gewichen? Fühlst du's nicht da in meiner Brust hämmern, als wollt' es heraus und zu dir? Wenn du's nur sagst, um mich zu versuchen oder weil du Mitleiden mit mir hast, so geh, und ich will auch das noch vergessen. Du sollst nicht denken, daß du mir's schuldig bist, weil du weißt, was ich um dich leide.“

„Nein,“ sagte sie fest und sah von seiner Schulter auf und ihm mit den nassen Augen heftig ins Gesicht, „ich liebe dich, und daß ich's nur sage, ich habe es lange gefürchtet und da-

gegen getrogt. Und nun will ich anders werden, denn ich kann's nicht mehr aushalten, dich nicht anzusehn, wenn du mir auf der Gasse vorüberkommst. Nun will ich dich auch küssen,“ sagte sie, „daß du dir sagen kannst, wenn du wieder in Zweifel sein solltest: Sie hat mich geküßt, und Laurella küßt keinen, als den sie zum Manne will.“

Sie küßte ihn dreimal, und dann machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht, mein Liebster! Geh nun schlafen und heile deine Hand, und geh nicht mit mir, denn ich fürchte mich nicht, vor keinem, als nur vor dir.“

Damit huschte sie durch die Thür und verschwand in den Schatten der Mauer. Er aber sah noch lange durchs Fenster, aufs Meer hinaus, über dem alle Sterne zu schwankeu schienen.

Als der kleine Padre Curato das nächste Mal aus dem Beichtstuhl kam, in dem Laurella lange gekniet hatte, lächelte er still in sich hinein.

„Wer hätte gedacht,“ sagte er bei sich selbst, „daß Gott sich so schnell dieses wunderlichen Herzens erbarmen würde? Und ich machte mir noch Vorwürfe, daß ich den Dämon Eigensinn nicht härter bedrückt hatte. Aber unsere Augen sind kurzsichtig für die Wege des Himmels. Nun so segne sie der Herr und lasse mich's erleben, daß mich Laurella's ältester Bube einmal an seines Vaters Statt über Meer fährt! Ei ei ei! l'Arrabbiata!“

Schwester Gabriele.

Es war eine stockfinstere Nacht. Wie sollte man sich da zurecht finden in diesem unbekanntem flandrischen Städtchen, in dem unser Regiment soeben Quartier bezogen hatte! Kaum können wir die Häuser mit den verschlossenen Fenstern und den langen Schilf- oder Schieferdächern unterscheiden. Hier und da gleiten wir auf dem schmutzigen und unebenen Pflaster aus. Von Zeit zu Zeit sickert Licht durch die Lücke eines Fensterladens und erhellt eine kleine Straßenecke oder den Winkel eines Platzes. Hinter meinem Kameraden B. hergehend, folgte ich der Straße auf Geratwohl. Hauptsache ist, daß wir ein Bett ausfindig machen, um uns etwas zur Ruhe zu legen.

Nach viertägigem Kampfe hat man uns zehn km hinter der Front in Ruhestellung geschickt. Wir kamen an, als die Nacht schon hereinbrochen war, und es kostete Mühe genug, um Mannschaften und Pferde in den kleinen Bauernhöfen rings um die Stadt herum unterzubringen. Aber sobald die einen wie die andern ihr Plätzchen gefunden und die Pferde den Fressack unter der Nase hatten, und die Küchenfeuer angezündet waren, sagte mir B., der stets um Essen und Proviant besorgt war:

„Alterchen, da heißt's nicht geizigert. Wir sind frei; jetzt wollen wir auf die Suche gehen nach einem Bett und einer wohlbesetzten Tafel. Ich will lieber eine Stunde später zu Bett gehen, aber dann zwischen Leinen schlafen und mit zufriedenerm Magen, anstatt mich sofort, aber auf's Stroh und mit leerem Magen niederzulegen. Wenn du mitgehst, wollen wir es mit jener belgischen Stadt versuchen, die zwei Schritte von hier entfernt ist. Es ist kaum zehn Uhr. Es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht ein gutes Nachtesse und einen bequemen Unterschlupf fänden.“

Und so machten wir uns auf nach der kleinen Stadt, die ganz eingeschlafen schien. Wir klopfen an den Türen, aber alle blieben geschlossen. Ohne Zweifel waren schon alle Häuser mit Soldaten überfüllt. Niemand mochte uns aufnehmen, trotz der Vorstellungen, die B. bald mit bittender, bald mit schnarrender Stimme anbrachte. Einen Augenblick bin ich entmutigt und schlage ihm vor, zur Schwadron zurückzukehren, wo wir neben den Pferden hätten schlafen können. Er will nichts davon wissen und bleibt dabei: eine gute Mahlzeit und ein Bett müssen wir haben.

Da schleicht ein Schatten die Mauer entlang. Schon hat ihn B. erreicht und hält ihn am Arm. Es ist eine arme alte Frau, die einen Korb und einen Topf Müll trägt.

„Ach, Frau, liebe Frau, habt Erbarmen mit zwei armen Soldaten, die übermüdet und ausgehungert sind...“

Aber sie kann keine Auskunft geben. In einer mit Flämisch vermischten Sprache gibt sie uns zu verstehen, daß das Städtchen ganz voller Truppen liegt und daß jetzt alles schon schläft.

„Und dieses große weiße Gebäude, an dem

die Fenster erleuchtet sind? Was ist da drin?“

Die gute Frau erklärt uns, es sei ein Kloster, worinnen die Schwestern die alten Leute aus der Gegend pflegen. Sie können keine Soldaten logieren. Aber schon hat B. seinen Entschluß gefaßt. Dort werden wir schlafen. Er läßt die Alte verblüfft stehen und schreitet unverzüglich auf das Gitter zu, welches das Gärtchen vor dem Kloster umgibt. Umsonst suche ich ihm klar zu machen, daß es sich nicht schickt, in diese heilige Stätte einzudringen.

„Laß mich nur machen“, sagt er, „ich rede mit ihnen.“

Und er drückt die Gittertür auf. Knirschend gibt sie nach, und ich schließe sie hinter mir. Meinem Kameraden folgend, der raschen Schritts vorangeht, ist es mir doch nicht recht wohl zu Mut. Ich fürchte vor allem seine militärische Beredsamkeit und den Gebrauch, den er davon machen wird. Aber ich weiß auch, daß er nicht der Mann ist, der sich leicht von einem Entschluß abbringen ließe. Allerdings faßt er nicht oft einen. Um so resoluter steht er in diesem Augenblick aus. Das beste ist, sich zu fügen und das Resultat des Vorgehens abzuwarten. Wir steigen drei Stufen hoch, und tasten nach dem Türklopper. Da ist er; B. hebt ihn empor und läßt ihn lärmend niederfallen. Was für ein unheimliches Geräusch macht er in dieser schlafenden Stadt! Es scheint mir, als begingen wir eine sakrilegische Handlung. Wir spizen die Ohren und hören auf der andern Seite der Mauer, wie Stühle über Steinfliesen gerückt werden. Dann nähert sich ein leichter Schritt. Man hört das Geräusch von Schlüsseln, Riegeln, und sachte geht die Tür auf.

„Schwester“, sagt B. mit einer Verbeugung, „was wir tun ist, ich weiß es, sehr unkorrekt. Aber wir sterben vor Hunger und Müdigkeit. Und niemand hat uns geöffnet. Können wir nicht hier etwas essen und schlafen?“

Die Schwester blickt uns an und scheint nicht zu verstehen. Aber es beruhigt mich, sie weder erschreckt noch unzufrieden zu sehen. Es ist eine sehr alte Ordensfrau in Schwarz. In der Hand hält sie eine Lampe, deren Licht im Winde flackert. Ihr Gesicht scheint von tiefen Runzeln durchfurcht, und die abgemagerte Hand, die sie vor die Lampe hält, scheint wie

durchsichtig. Als bald entschließt sie sich. Ihr Gesicht wird von einem gütigen Lächeln erhellet, und sie läßt uns eintreten mit Worten, die sicher liebenswürdig sein sollen. Aber das ist nur Vermutung, denn die Schwester versteht nur flämisch, so daß wir das wenigste davon begreifen. Sorgfältig schiebt sie die Kiegel vor, stellt die Lampe auf den Boden und gibt uns ein Zeichen, daß wir warten sollen. Mit gedämpftem Schritt entfernt sie sich; wir sind allein.

„Siehst du“, sagt B., „es geht alles, wie geschmiert. Jetzt sind wir in der Stellung drin, das übrige laß meine Sache sein!“

Das zitternde Licht erleuchtet kaum das Bestibül. Die Wände sind kahl. Außer den geflochtenen Stühlen, die an der Mauer stehen, ist kein Möbel drin. Der Tür gegenüber streckt ein einfaches Kreuzifix aus Holz die Arme aus, als möchte es Willkommen wünschen. Ein Duft von warmer Suppe kommt zur Tür heraus, welche die Schwester hinter sich schließt.

„Donnerwetter!“ sagte B. „Riechst du's auch? Ich glaube, es ist eine Krautsuppe, und bediente mich gern zweimal!“

„So warte doch! Ich wette, man stellt uns vor die Tür!“

Auf der andern Seite der Tür, hinter welcher die Schwester Pförtnerin verschwunden ist, hören wir eine Stimme rufen:

„Schwester Gabriele, ... Schwester Gabriele!“ Einen Augenblick darauf geht dieselbe Tür wieder auf, und eine andere Schwester tritt herein, ganz leise, ein wenig scheu, wie es scheint. Sie kommt auf uns zu.

Wie hübsch sie ist unter dem Schleier, der das Gesicht umrahmt! Wie ihre blauen Augen groß scheinen! Sie sind es wohl auch, nur macht sie die Aufregung noch größer. Besonders hat sie ein himmlisches Lächeln, so gütig, daß wir uns sofort wie daheim finden, und sicher sind, zu erhalten, um was wir bitten. Sie redet uns mit weicher, singender Stimme an, sie sucht ein wenig nach den Worten, obwohl sie sehr korrekt spricht.

„Unsere Oberin schickt mich zu Ihnen“, sagt sie, „weil ich allein eure Sprache kann. Ich heiße die Herren Offiziere bei uns willkommen.“

Ganz einfach sagt sie dies und steht aufrecht

da in ihrem schwarzen Gewand, die Arme an die Seiten gelegt. Ein Bild aus vergangener Zeit, möchte man meinen, eine Zierleiste aus einem Miffale. Unsere Blicke treffen sich, und wir lächeln jetzt, auch wir, froh eine so unerwartet gute Aufnahme gefunden zu haben. B. übersieht sofort die Situation.

„Schwester Gabriele“, sagt er, „seht nur unsern Jammer! Seht unsere Kleider mit Lehm bedeckt, unsere Gesichter, die, ich weiß nicht mehr wann einmal, gewaschen wurden. Wir haben vier Tage hinter uns ohne Schlaf, fast ohne zu essen, aber ohne aufzuhören zu kämpfen. Könntet ihr nicht für diese Nacht zwei totmüde, ausgehungerte Soldaten aufnehmen?“

Schwester Gabriele fährt fort, bezaubernd zu lächeln. Ohne die Arme zu bewegen, erhebt sie etwas ihre Hände, die schneeweiß scheinen auf dem schwarzen Tuche ihres Kleides. Sie scheinen zu sagen, diese Hände: Ich möchte wohl, aber ich kann nicht! Und sogleich sagte ihr Lächeln: Eigentlich sollten wir es nicht tun, aber man wird sich trotzdem einrichten.

„Kommen Sie“, sagte die Schwester, „wir wollen Ihnen wenigstens einmal etwas zu essen geben.“

Und sie nimmt die Lampe auf und geht uns voraus. Sie öffnet die Tür im Hintergrund und wir folgen ihr freudig. Wir sind ganz geblendet, indem wir das Gemach betreten, so hell und heiter brennen hier die Lichter. Es ist die Klosterküche. Wie sauber und blank da alles ist! In den kupfernen Schüsseln spiegelt sich das Licht tausendfach. Die weißen und schwarzen Steinfliesen gleichen einem Schachbrett aus Elfenbein. Zwei Schwestern sitzen da und lesen Gemüse, das sie in einen mit Wasser gefüllten Napf warfen. Auf dem wohlgeschauerten Herd läßt ein enormer Kessel sein eintöniges, einladendes Lied ertönen. Von da geht der Duft aus, den wir eben einatmeten. Die beiden Schwestern schlagen die Augen auf. Sie reden uns an und lächeln, sie auch. B., der seine Beredsamkeit anbringen möchte, fängt schon an. Aber Schwester Gabriele drängt:

„Kommen Sie, kommen Sie nur“, sagt sie, „es wäre umsonst, sie verstehen Sie nicht!“

Dabei öffnet sie eine andere Tür, und wir treten in einen länglichen Raum ein. Während

unser Führer sich beiligt, die Hängelampe über dem Tisch anzuzünden, legen wir auf dem Fenstergesims ab, Revolver, Feldstecher, Kartenhälter. Wie das alles angelaufen und schmutzig ist nach so langen Kriegsmo- naten! Wir selber fühlen uns unbehaglich in diesem Aufzug. Unsere abgenutzten, mit Flecken bedeckten Kleider, unsere mit Schmutz überzogenen Stiefel nehmen sich in diesem Saale selbstsam genug aus.

Er ist durchweg mit immensen Wandkästen garniert, dessen Türen bis an die Decke reichen. Diese Türen sind aus gehoholtem Holz und glitzern wie Spiegel. Selbst der Fußboden scheint ein Spiegel zu sein. Der mermüde Blaudecker B. beginnt eine Rede.

„Schwester, entschuldigen Sie den Aufzug von Kriegsknechten. Wir müssen schlechte Figur machen, aber wir sind ehrliche Leute. Wenn unsere Gesichter wenig Vertrauen erwecken, so kommt es nur daher, weil wir den Magen in den Füßen haben. Und nichts gleicht mehr einem Banditen als der arme Kerl, der vor Hungers stirbt. Sie werden uns bald nicht mehr erkennen, wenn Sie ein paar Worte mit dem ehrwürdigen Kessel geredet haben, an dessen Dämpfen wir uns unterwegs schon laben durften.“

Schwester Gabriele fuhr fort zu lächeln. Mit einer Behendigkeit und Geschicklichkeit, die gleich wunderbar waren, hatte sie einen der Wandschränke geöffnet. Von den Tischtüchern, die da zu Hauf liegen, nimmt sie eines mit weißen und roten Vierecken und breitet es über den Tisch. Im Handumdrehen liegen da auch schon zwei Gedecke darauf, einander gegenüber.

„Nehmen Sie Platz“, bat sie, „ruhen Sie sich aus. Ich will Ihnen zu essen holen.“

B. folgt ihr mit dem Blick bis zur Tür.

„Schwester Gabriele, wir haben das Haus zum lieben Gott gefunden...“

Aber schon hat sie die Tür hinter sich zugemacht, und wir hören, wie sie in der Küche die beiden flämischen Schwestern anspricht. Wir lassen uns entzückt nieder. Wie lange ist's her, daß man sich's nicht mehr so behaglich machen konnte! Und wie hier alles gemacht scheint, um das Auge zu erfreuen und den Geist auszu- ruhen! Von der Straße her hört man kein Geräusch, und das Kloster selber würde zu

schlafen scheinen, wenn wir nicht nebenan die Unterhaltung hörten. Aus der Ferne verneh- men wir dauernd das Rollen des Geschützdon- ners, was die Stunde, deren wir uns erfreuen, nur noch reizvoller macht.

Wir hatten Schwester Gabriele kaum herein- kommen hören, und schon stellt sie vor uns die dampfende Suppenschüssel. Beim zarten Duft der Kräuter läuft uns das Wasser im Munde zusammen. Wir waren eben mehrere Tage hintereinander gewesen, ohne etwas zwischen die Zähne bringen zu können; nicht einmal Feuer anzünden konnten wir während dieser Zeit, um uns irgend was zu kochen. Um so rascher stürzen wir uns auf die gefüllten Teller, wenn ich so sagen darf, und selbst B. vergißt die Rede auf einen Augenblick.

Derweil schneidet die hübsche kleine Schwe- ster, die uns kaum anzusehen scheint, das Brot und bringt einen Krug helles Bier. Welch eine Freude für uns! Warum ist es nicht alle Tage so! Der Feldzug wäre fast eine Vergnügungs- tour! Ueber dem Essen muß ich Schwester Gabriele bewundern. Sie erscheint so zart in ihrem bescheidenen schwarzen Gewand, und ihre geringsten Bewegungen sind so harmonisch wie die einer Schauspielerin auf dem Theater. Aber sie tut alles so einfach, instinktgemäß sind alle ihre Gebärden voller Anmut. Jetzt setzt sie einen imposanten Eierkuchen mit Speck auf den Tisch. Dieser Kerl von B., der schon zwei Teller Suppe und vier große Gläser Bier ver- schlungen hat, beginnt zu entgleisen!

„Schwester,... Schwester, ich geh' morgen nicht fort! Hier will ich meine Tage beschlie- ßen, unter den alten Leuten, die Sie pflegen. Sehen Sie nur! auch ich werde älter, und das Leben hat mich schon tüchtig mitgenommen. Warum sollte ich nicht hier bleiben! Im Schlaf- saal Ihrer alten Leute gibt es gewiß ein Bettchen mit weißen Linnen, in dem ich mich allabendlich Schlag acht zur Ruhe legen könnte, und Sie kämen, um mir an den Seiten das Betttuch einzustopfen. Ich würde schlafen, Krautsuppe essen, und gutes Bier trinken — auf Ihre Gesundheit, Schwester — und werde an gar nichts mehr denken! Ach, wäre das ein Glück! Keine Uniform mehr, die einen drückt nach einer reichlichen Mahlzeit, kein Helm, der einem die Schläfen preßt, keine Kugeln mehr,

die pfeifen, keine Haubigen, die einem das Nervensystem zerrütten, und Abend für Abend ein Bett ..., ein gutes Bett..., man würde an nichts mehr denken!"

"Psi! Hören Sie nicht?" ... jagt Schwester Gabriele und legt den Finger an den Mund.

In diesem Augenblick verdoppelt sich die Hestigkeit der Kanonade. Ohne Zweifel ist jetzt im Dunkel der Nacht ein Angriff im Gang, und auf der ganzen Linie brüllen die Geschütze. Die Schüsse wiederholen sich so rasch, daß es sich in einem fort wie Donnerrollen anhört. Aber die Detonationen einer Batterie, die etwa auf zwei klm Entfernung steht, beherrschen den Tumult der Schlacht, und bei jedem Schuß klirren sämtliche Fenster des Klosters. Ich erzittere beim Gedanken an die tausende von Bomben, die durch die Nacht schwirren und nun in einer Entfernung von zehn bis fünfzehn klm so viele frisch lebende Menschen in jämmerliche blutige und zerbrochene Dinge verwandeln! Und ich stelle mir die Kameraden vor, mit zusammengebissenen Zähnen auf dem Boden liegend, den Kopf im Klübenfeld drin, und den Augenblick abwartend, wo der Orkan aufhört, um sich dann mit dem Bajonett und "Hurrah!" schreiend auf den Feind zu stürzen! Schwester Gabriele hat wohl denselben Gedanken, wie ich. Sie erscheint noch weißer unter dem schwarzen Schleier. Sie faltet die Hände, schlägt die Augen nieder und sagt ganz leise vor sich hin:

"O Gott! Wie furchtbar!"

"Schwester Gabriele, ich bitt' Sie", also fällt der unbelehrbare B. ein, "reden wir nicht davon! Denken wir zunächst daran, daß dieser Eierkuchen ein Götterschmaus ist, und daß der Speck darin ein Duft verbreitet, der einen Heiligen in Versuchung führen könnte. Sie sind schuld, Schwester Gabriele, wenn wir uns heute abend durch Tafelfreuden versündigen, welches übrigens die geringste von allen Sünden ist. Ich trage mit heiterm Gemüt die Verantwortung."

Ich trete B. unter dem Tisch fortgesetzt auf den Fuß, damit er mit diesen unschicklichen Redensarten einhält. Aber die Schwester scheint nicht drauf zu hören. Sie fährt fort, uns lächelnd zu bedienen, wechselt die Teller und bringt Schinken und Käse. Ohne auch nur

Atem zu schöpfen, verschlingt B. alles, was man ihm vorsetzt, was ihn nicht hindert, in seinem Exkurs fortzufahren.

"Schwester, sagen Sie mal, Sie werden uns jetzt doch nicht an die Luft setzen? Das hieße den lieben Gott beleidigen, der will, daß man sich der Reisenden annimmt. Und wir sind doch als Reisende wahrhaft bemitleidenswert genug. Wir hätten, wenn Sie uns fortjagen sollten, nur das Gras am Straßengraben als Bett und Steine als Kopfstiffen. Nein, Sie werden das nicht tun! Ich bin sicher. Sie werden mir gleich im Schlaßaal das Bett zeigen, das für mich ist, wenn ich nach dem Krieg kommen werde, um mein Plätzchen in Ihrem Hause zu suchen."

Das Lächeln der Schwester ist verschwunden. Zum ersten Mal scheint sie bekümmert. Sie bleibt vor B. stehen und schaut ihn an mit ihren klaren Augen. Dabei macht sie die alte Bewegung, wie vorhin, sie hebt die Hände zum Zeichen ihres Unvermögens, und scheint doch zu ergründen, wie sie uns die Sorge ersparen kann. Endlich sagt sie in entmutigtem Ton:

"Aber wir haben nicht ein einziges Bett, das frei wäre ..."

Ein langes Schweigen folgt diesem Satz, der B. trostlos zu machen scheint. Der unheimliche Geschützdonner fährt fort, und von Zeit zu Zeit erzittern die Fenster jämmerlich. Jetzt ist es auch mir, als wäre es sehr mißlich für uns, in der Nacht fortzugehen, das Quartier in der Dunkelheit suchen zu müssen, und dort ein Plätzchen auf dem Stroh zwischen verführten Mannschaften. Und auch ich sehe zur Schwester empor mit stehender Miene. Plötzlich scheint sie auf eine Idee gekommen zu sein. Sie beginnt damit, daß sie einen Wandschrank öffnet, dem sie zwei langflüßige, feine Gläschen mit einer stattlichen Flasche Wachholder Schnaps entnimmt und vor uns auf den Tisch stellt. Sie hat ihr reizendes Lächeln wiedergewonnen und beiläufig jetzt, wohl weil sie ihren Entschluß unverzüglich ausführen will.

"Da, trinken Sie! Es ist guter... für unsere armen Leute an Festtagen!"

"Besten Dank, Schwester, Dank!"

Aber schon ist sie fortgelaufen. Wir sind beide glücklich und kosten den Wachholder, indem wir uns mit Behagen der Ruhe hingeben,

die uns umgibt. Der Kanonendonner scheint sich entfernt zu haben. Man hört nur von weit her ein dumpfes Rollen. Unsere Augenlider beginnen sich zu schließen, und wir spüren fast mit Wohlbehagen die Müdigkeit in Haupt und Gliedern. Denn jetzt sind wir sicher, daß uns die Schwester nicht fortgehen läßt.

Eben tritt sie wieder herein, mit einem Talglicht in der Hand.

„Kommen Sie“, sagt die Schwester.

Sie ist ganz rot im Gesicht. Sie scheint sich zu schämen, als beginge sie eine strafbare Handlung. Wir folgen ihr mit Freuden. Wir kommen wieder durch die Küche, die aber jetzt verlassen und dunkel ist. Dann und wann läßt der zitternde Strahl des Talglichts den kupfernen Bauch von Kesseln und die Wölbung der Pokale funkeln. Alles schläft in dem frommen Haus. Wir gehen auch durch das Vestibül und betreten eine glänzend gewichste Holzstiege.

Es ist ein seltsames Schauspiel: diese blutjunge Schwester, die uns voranschreitet und ihren Schritt dämpft, und die beiden staubbedeckten Kriegersleute, die so wenig Geräusch als möglich zu machen versuchen. Man hört, wie der Rosenkranz der Ordensfrau bei jedem Schritt sich am Schlüsselbund reibt, den sie am Gürtel hängen hat. Eben lenkt sie auf einen Flur ein. Das schwache Licht, das von unten herauf beleuchtet, läßt in den scharf geschnittenen Schatten die Zartheit ihrer Züge, den kindlichen Mund, der immer lächelt, nur noch mehr hervortreten. Daneben auf der Mauer unsere phantastischen Schattenrisse. Wahrhaftig, einen so seltsamen und unerwarteten Willkomm haben wir nirgends gefunden!

Wir kommen an einer hohen Tür aus Eichen vorbei, über welcher ein Kreuz angebracht ist, mit einer lateinischen Inschrift. Die Schwester bekreuzigt sich und verneigt sich gegen die Tür.

„Die Kapelle“, erklärt sie ganz leise.

Und rasch setzt sie ihren Gang fort, begleitet von dem einzigen Geräusch des Rosenkranzes, der gegen den Schlüsselbund schlägt. Wir nähern uns dem zweiten Stockwerk. Halblaut beginnt B. wieder zu schwätzen.

„Schwester Gabriele... Schwester Gabriele, Sie sind ein Engel aus dem Paradies! Der liebe Gott kam Ihnen sicherlich nichts abschlagen. Sagen Sie mal, Sie werden doch

diesen Abend auch ein wenig für mich beten, der ich ein so großer Sünder bin!“

„Aber gewiß, gewiß werde ich für Sie beten“, sagt sie weich, zu uns gewandt.

Jetzt kommen wir in einen langen Gang, ganz kahl und mit Kalk gestrichen. Wir unterscheiden ein halbdutzend Türen, alle gleich und in gleicher Entfernung von einander. Die Schwester drückt eine davon auf, und wir folgen ihr auf dem Fuße. Es ist ein enger Raum, der als ganzes Mobiliar nur zwei eiserne Betten, zwei Tischchen und zwei geflochtene Stühle hat. Ueber jedem Bett ein Kreuzifix und dahinter ein Buchszweig. Auf jedem Tisch eine niedliche Waschschüssel und ein winziger Krug. Das ist ausgezeichnet und genügt uns vollkommen. Das Ganze ist sauber und blitzblank geputzt.

„Vielen Dank, Schwester, besser könnten wir nicht verlangen. Aber, sagen Sie mal, wir werden schlafen wie ein Sack — gibt es niemand, der uns wecken könnte?“

„Um wieviel Uhr wollen Sie aufstehen?“

„Um 6 Uhr, Schwester, müssen wir regelmäßig heraus.“

„Ach, dann werde ich's schon besorgen. Wir haben unsere Messe um 4 Uhr, jeden Morgen.“

B. kann nicht an sich halten:

„Um 4 Uhr? Jeden Morgen? Nun gut, Schwester; um Ihnen zu zeigen, daß wir keine Ungläubigen sind, wecken Sie uns um dreieinhalb! Wir werden auch zur Messe gehen.“

„Das ist verboten! Es ist nur unsere Messe, in unserer Kapelle... Nein, nein, Sie müssen schlafen... Legen Sie sich schnell zur Ruhe. Gute Nacht. Ich wecke Sie um sechs Uhr.“

„Gute Nacht, Schwester Gabriele, gute Nacht... Es gefällt uns famos hier. Sehen Sie, leere Betten haben Sie doch noch gehabt!“

„Nun ja, nun ja, man kann sich immer einrichten!“

Und sie eilt fort, die Tür hinter sich schließend.

B. und ich, wir denken jetzt nur an das Wohlbehagen, in Betten schlafen zu können. Wie einem das gut tun wird nach den schlaflosen Nächten im Nebel der Schützengräben!

Aber was ist das für ein Lärm, der im Kloster widerhallt? Dumpfe Schläge hört man und Wehklagen. Jemand ist an der Tür und

schlägt mit dem Klopfer heftig dagegen. Man hört weinen, schluchzen in der Nacht. Ich öffne das Fenster und lehne mich hinaus. Aber schon wurde die Tür aufgetan und ein Schatten gleitet hinein. Jetzt hören wir das Schluchzen durch die Stiege herauf. Dann sind es wieder Stimmen, darunter die von Schwester Gabriele, die in der Landessprache reden. Und dann eine andere Stimme, die schon mehr ein Röcheln ist, die unter Tränen sprechen will, aber die Worte nicht findet. Wie furchtbar, dieses eintönige, fortgesetzte Wehklagen, das nichts beruhigen kann! Das dauert eine Weile, dann gehen Türen auf und zu, die Stimmen und das Wehklagen entfernen sich, und das ganze Geräusch verstummt plötzlich.

B. hat sich bereits gelegt und ist zwischen die Linnen geschlüpft. Mit ersticker Stimme fleht er mich an, schnell das Licht anzublauen. Aber mich bedrückt die Klage, die ich nicht mehr höre, und die mich doch verfolgt. Ich möchte wissen, welches Drama diese Tränen verursacht hat. Ich zweifle nicht, daß dieser furchtbare Krieg schuld daran ist. Und doch sind wir noch weit von der Feuerlinie. Meine Neugier ist größer als die Müdigkeit. Ich ziehe mich wieder an und trete hinaus, mit dem Licht in der Hand, das den Kameraden so sehr belästigte. Ich bin schnell die zwei Stockwerke drunten. Es kommt mir vor, als weckten meine Schritte ein unheimliches Echo in der tiefen Stille des Klosters.

Mit mir tritt zufällig auch Schwester Gabriele in den Vorraum; sie trägt eine kleine Laterne. Ich muß sie nicht wenig erschreckt haben, denn sie fährt mit einem unterdrückten Schrei in die Höhe. Aber sie hat mich sofort erkannt und errät, was mich treibt. Sie erzählt mir also kurz: Eine arme Frau flüchtete aus ihrem Dorf und nahm ihr kleines Mädchen von achtzehn Monaten mit. Während sie in höchster Aufregung über die Straße lief, fiel eine Bombe in der Nähe nieder, und ein Splitter tötete das Kleine in ihrem Arm. Und nun ist sie sechs Kilometer in der Nacht gelaufen mit dem kleinen Leichnam, den sie verzweifelt an sich drückte. So kam sie hieher und klopfte an die Klosterpforte, im Vertrauen Zuflucht zu finden. Unterwegs kam sie die ganze Zeit an Fahrkolonnen, an Truppentransporten und

Etsafelten vorbei. Aber sie sah und hört nichts, besessen von dem einzigen Gedanken: das, was ihr von der Freude und der Hoffnung ihres Lebens blieb, in Sicherheit zu bringen.

„Kommen Sie“, bedeutete mir die Schwester, „Sie können selber sehen. Wir haben den Leichnam der armen Kleinen ins Sterbezimmer gebracht, wo Schwester Elisabeth Wache hält.“

Ich folge der Schwester. Sie öffnet eine kleine Tür und steigt einige Stufen hinab. Wir gehen durch einen geplätteten Hof. Ihre Laterne und mein Talglicht werfen gelbliche Reflexe auf die hohen Mauern der Gebäude. Einige dicke Regentropfen fallen auf die Steinplatten und plagen mit eigentümlichem Geräusch. Eine gewisse Bangigkeit kommt über mich, als ich wieder, fort und fort, Klagen einer Frau höre. Ganz sachte hat die Schwester eine niedere Tür aufgetan, und wir treten ein.

Ich gestehe, daß ich viel weniger ergriffen war, als wir nach den ersten Schlachttagen durch ein Gehölz kamen, wo unsere Artillerie ein ganzes Regiment in einen unförmlichen Haufen von Menschenteilen verwandelt hatte. Hier erst fühle ich die ganze Schrecklichkeit des Kriegs! Daß Männer einander töten zur Verteidigung ihrer Heimat, verstehe ich, und grüße die gefallenen Helden. Aber daß die Mezelei vor diesen unschuldigen schwachen Wesen nicht Halt macht, das geht über die Begriffe.

Auf einer Art großen Tisches, den ein weißes Tuch bedeckt, liegt der Leichnam des Kindes. Man sieht keinerlei Wundspur, und das Gesicht scheint zu lächeln. Die guten Schwestern haben das schmutzige Kleidchen mit einem spitzengeränderten Tuch überdeckt. Die Hände sind über der Brust gekreuzt und scheinen ein winziges Kreuzifix zu halten. Und das Ganze ist mit Blumen geschmückt. Zu beiden Seiten stehen silberne Lichtstöcke, und das rötliche Licht zaubert goldenen Widerschein in das Lockenhaar der Leiche.

Daneben, ganz zu Boden gebückt, bemerke ich ein unförmliches Etwas von Lumpen in krampfhaften Zuckungen. Von dort geht das eintönige Wehklagen aus. Es ist die junge Mutter, die ihr Kind beweint. Man fühlt, daß nichts sie trösten kann; ein Wort würde ihren Schmerz nur steigern. Uebrigens hob sie

mich beten,
Sie beten“

gen Gang,
Wir unter-
gleich und
nder. Die
nd wir fol-
ger Raum,
ijerne Bet-
ene Stühle
g und da-
Tisch eine
iger Krug.
uns voll-
bligblank

r könnten
Sie mal,
— gibt es

uffstehen?“
wir regel-

rgen. Wir
Morgen.“

Nun gut,
g wir keine
n dreiein-
ehen.“

ere Messe,
ie müssen
ur Ruhe.
Uhr.“

iele, gute
f. Sehen
gehabt!“
immer ein-

ch schlie-

e an das
können.

en schlaf-
ngräben!

im Klo-
ort man
Tür und

nicht einmal den Kopf, als wir eintraten. Lassen wir sie..., lassen wir sie, da doch die Tränen das Herz erleichtern, wie man sagt...

Auf der andern Seite kniet auf einem Betstuhl eine Schwester und betet den Rosenkranz. Schwester Gabriele kniet neben sie auf den Boden. Wie gern möchte ich etwas tun, was den Schmerz der armen Mutter lindern und ihr etwas helfen könnte! Sie scheint völlig mittellos daher gekommen zu sein, ihre Kleider beweisen ihre gänzliche Armut. Aber ich wage es nicht, sie in ihrem Schmerz oder die andern im Gebet zu stören, und gehe auf den Zehenspitzen langsam wieder hinaus.

Draußen fühlt mir ein Regen, der es nun ernster nimmt, den erhitzten Kopf. Hastig durchschreite ich den Hof. Aber mein Licht geht aus, und ich habe große Mühe, es wieder anzuzünden. Und doch muß ich klar sehen um mich in diesem Labyrinth von Türen und Gängen zurecht zu finden. Endlich bin ich an der Stiege angelangt. Und da ist auch der Hausflur und die Kapelle der Schwestern. In der Ferne schlägt eine Uhr zwölf. Ich steige noch ein Stockwerk höher und öffne unsere Tür geräuschlos. Ich sage mir, vielleicht erwartet mich B. in Ungeduld und Spannung, um die Ursache jenes Lärmes zu hören.

Zu Wahrheit liegt B. im Bett vergraben und schnarcht.

6 Uhr früh

Jemand klopft an die Tür. Ich öffne die Augen. Ein bleicher Tag scheint durch das einzige Fenster herein. Wo bin ich? Aber ich entsinne mich bald wieder... Das Kloster...

„Sind Sie es, Schwester Gabriele?“

„Natürlich, natürlich! Stehen Sie auf! Ich klopfe schon über eine Stunde.“

B. sitzt aufrecht im Bett. Ich tue desgleichen und erzähle ihm alles, was ich in der Nacht gesehen habe. Er dreht den Kopf mit verzweifelter Miene und erklärt schließlich:

„Was willst du? Es ist Krieg... Ich hoffe, man hat uns einen guten Morgenimbiss bereitet.“

Wir schlüpfen in die Kleider und waschen uns in aller Eile, denn wir müssen rasch zu unserer Truppe. Eben haben wir, heiter und gutausgeschlafen, das Zimmer verlassen, als wir die Schwester antreffen, die auf uns zu warten

scheint. Sie fragt, ob wir eine gute Nacht gehabt haben, und um dem Redefluß, den B. von sich gibt, ein Ziel zu setzen, sagt sie:

„Gut, Sie können mir später danken. Gehen Sie jetzt schnell hinunter, das Essen wartet auf euch. Es wird sonst kalt.“

Da wir an der Kapelle vorbeigehen, will B. unbedingt eintreten. Die Schwester zögert zunächst, aber dann gibt sie nach, wie man einem Kinde zu willen ist, um den Frieden zu haben. Sie öffnet die erste Tür und lächelt dazu, weil sie auf unsere Phantasien eingeht, wir durchschreiten einen Raum und kommen dann zur Kapelle. Es ist ein ganz kleiner Raum für höchstens zwanzig Personen. Die Wände sind weiß getüncht, ohne jeden Schmuck, und in Manneshöhe getäfelt. Ein sehr einfacher Altar ist mit bescheidenen Blumen geziert, außerdem stehen geflochtene Stühle da. Hier versammeln sich die Schwestern jeden Morgen zum Gebet.

Beim Hinaustrreten aus dieser schlichten Kapelle gewahre ich, ganz unerwartet, in einer Ecke des kleinen Vorraums, zwei Matratzen übereinander liegen.

„Schwester, wer schläft denn hier?“

Schwester Gabriele ist plötzlich röter geworden als Mohn. Ich muß meine Fragen noch zweimal wiederholen. Endlich schlägt sie die Augen nieder, indem sie spricht:

„Schwester Elisabeth..., Schwester Elisabeth und... ich.“

„Schwester..., Schwester, dann ist das kleine Zimmer mit den beiden Betten, in denen wir so gut geschlafen haben, das Ihrige?“

„Pst! Wollen Sie schnell zum Essen gehen!“....

Und leicht, wie ein Vogel, verschwindet sie auf der Treppe, so schnell, daß ihr schwarzer Schleier zu fliegen scheint, um die Verwirrung in ihren Zügen zu verbergen.

Wir sahen Schwester Gabriele nicht mehr. Im Eßzimmer mit den hohen Wandschränken aus glitzerndem Holz bringt uns eine sehr alte Frau — eine der Pensionärinnen — Milch und Kaffee, beides gut warm, Weißbrot und frische Butter. Sie erklärt uns, die Schwestern seien zurzeit mit der Pflege der alten Leute beschäftigt. Unsere Bitten bleiben umsonst.

gute Nacht ge-
 schlaf, den B-
 sagt sie:
 danken. Gehen
 Essen wartet
 begeben, will
 Schwester zögert
 nach, wie man
 en Frieden zu
 ir und lächelt
 taffen eingeht,
 und kommen
 kleiner Mann
 Die Wände
 Schmuck, und
 sehr einfacher
 n geziert, au-
 da. Hier ver-
 eben Morgen
 fer schlichten
 wartet, in einer
 bei Matratzen
 hier?"
 rörter gewor-
 Fragen noch
 schlägt sie die
 ester Elisabeth
 a ist das kleine
 in denen wir
 ige?"
 zum Essen
 schwindet sie
 ihr schwarzer
 e Verwirrung
 e nicht mehr.
 Sandschränken
 eine sehr alte
 en — Milch
 Weißbrot und
 ie Schwestern
 e alten Leute
 ben umsonst.



Am Ende des Jahres, steigt sie allemal aus dem Grab, besichtigt den Turm der Burg und kündigt die Ereignisse des neuen Jahres!

Wir stoßen wohl gegen einen ausdrücklichen Befehl und fühlen, daß nun der Vorhang über diesen so reizenden Akt in der unendlichen Tragödie niedergegangen ist.

Aber im Begriff, das Haus zu verlassen, schiebt uns die Alte ein umfangreiches Paket mit Nahrungsmitteln zu, in eine Serviette gewickelt. Sie zieht es unter der Schürze hervor!

„Da,“ nimmt, sie hat mir gesagt, ich soll's euch geben, und... daß sie zum lieben Gott beten wird für euch.“

Schweren Herzens hören wir die wichtige Tür hinter uns ins Schloß fallen. Unterwegs, auf einer eingefallenen, schmutzigen Straße müssen wir die ganze Zeit denken, wie unter den schlichten Kleidern so gute Herzen schlagen.

Schwester Gabriele, ich werde Sie nie vergessen. Nie werden sich Ihre feinen Züge aus meinem Gedächtnis verlieren. Ich sehe Sie immer noch die große hölzerne Treppe hinaufsteigen, im zitternden Widerschein des Talglichts, im Begriff, einfach und ohne ein Wort zu sagen, unbekanntem Soldaten Ihr Bett und das Ihrer Mitschwester zu überlassen.

M. D.

Die Weiße Frau von Hohkönigsburg.

Historische Sage.

(Mit einer großen Wölbung.)

Die Hohkönigsburg war ehemals von den Schloßern im Elsaß das schönste. Nun sie wieder aufgebaut ist, darf man sie wohl zu den schönsten Burgruinen rechnen, die in den Ländern am Rhein erneuert wurden. Schattige Pfade und fahrbare Wege führen von allen Seiten bis unter die mit Zinnen gekrönten Mauern, und unterwegs hat man die reichsten Ausichten auf Berg und Tal. In ihrem geheimnisvollen Schweißen bieten die tiefen Wälder, die bis an die große Eintrittspforte herantreten, durch das Lannengrün hindurch eine bunte Reihe entzückender Silber. Die wuchtigen Granitblöcke, ungeschlachtet übereinander geschichtet, machen in mancher Hinsicht einen mehr erschaulichen als angenehmen Eindruck auf den Beschauer.

Und Welch ein Leben im Wald! Zu beiden Seiten sieht man Haufen von Baumstämmen

und Wellen. Da wird ein Baumriese gefällt, der seine paar hundert Jahre auf dem Rücken hat; dort wird sein Zeitgenosse und Gefährte in guten und bösen Tagen eben auf den Wagen geladen.

Wenn die Holzhauer da drohen, derweil sie sich beim frugalen Mahl gütlich tun, das ihnen der jüngste von ihnen bereitet hat, ihren Blick auf die alte Burg schweifen lassen, werden die Sagen aus vergangenen Jahrhunderten in ihnen lebendig, sie erzählen davon und kommen gern auf die Geschichte der Weißen Frau zu sprechen. Hören wir sie:

Konrad von Etsuphin, Herr auf Hohkönigsburg, hatte im Krieg gegen die Mahomedaner sein Leben gelassen. Zwanzig Jahre waren seither verstrichen; seine Witwe, Frau Gertrud, aus dem edlen Geschlecht derer von Frankenburg, hatte die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen. Sie lebte seit dem Ableben ihres Gemahls so zurückgezogen von der Gesellschaft, daß sie nicht einmal einen Schritt in den Ehrenhof mehr gemacht hatte; sie begnügte sich damit, Besuche zu empfangen, ohne sie zu erwidern. Der Vogt befahl den Dienern und Knappen, während sie sich lediglich der Erziehung ihres einzigen Sohnes Anselm widmete, wobei sie vom alten Schloßkaplan beraten wurde. Mit der Zeit war aus dem Knaben ein stattlicher junger Mann geworden, der sich der Jagd und dem Turnier hingab. Man muß zu Ehren der Edelfrau sagen, daß sie ihrem Erben von den Vergnügungen und Repräsentationen, die er dem Ritterstand schuldig war, nichts verweigerte; nur in einem Punkt blieb sie unerbittlich. Als Anselm das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, hatte er die Mutter um die Erlaubnis gebeten, an der Kreuzfahrt ins Heilige Land gegen die Feinde des Erlösers teil nehmen zu dürfen. Seine Mutter hat und sieht aber unter Tränen derart, daß er ihr versprach, nie mehr auf diesen Plan zurückzukommen.

„Mein Kind“, hatte sie ihm gesagt, „du weißt nicht, was ich zu leiden hatte vom Augenblick an, da mir Eginulf von Rappolstein, der Waffengefährte deines Vaters, mir die Hiobspost vom Tod deines Vaters überbrachte! Nein, du kannst deine alte, schwächliche Mutter nicht allein lassen! Ich habe der Sache der

Christenheit schon Opfer genug gebracht. Sollte ich meinen einzigen Sohn drangeben, den letzten der Etsuphin? Nein, der liebe Gott ist so grausam nicht und niemand hat ein Recht, es zu fordern!“

„Liebste Mutter!“ hatte Anselm erwidert, „verzeih mir, aber ich fühle in mir nicht den Beruf zum Einsiedler, und wenn meine Kameraden...“

„Wohlan!“ sagte die Mutter — und es war ihr letztes Wort in der Sache — „viel von deinen Freunden bleiben zu Hause, verkehre mit ihnen, ich mache euch die Tore unseres Schlosses weit auf...“

Anselm befolgte den Rat. Die Hohkönigsburg wurde der Treffpunkt des Adels im Lande, ihre Mauern erzitterten unter dem Jubel festlicher Gelage und der Jagdhörner. Seinerseits nahm der junge Schloßherr die Einladungen seiner Freunde an. Später zog es ihn besonders ins Schloß von Ortenberg, was Anlaß zu den widersprechendsten Gerüchten gab. Bald wußte man auch, woran man war. Ein indiskreter Knoppe konnte bestätigen, daß Anselms Besuche eher der schönen Hilla als ihrem Bruder, dem Junker Erwin, galten. In Sankt Bilt wie Scharweiler war die künftige Vermählung der beiden jungen Leute das allgemeine Gerede; Herren und Hörige, kurz alles ringsum wußte darum, Frau Gertrud und der alte Schloßkaplan waren allein in Unkenntnis geblieben.

Groß war nun das Staunen des Gefolges, als die Herrin auf Hohkönigsburg eines Morgens erklärte, sie werde auf einige Tage verreisen, sie, deren Fuß seit Jahren nie mehr die Schwelle der äußern Pforte betreten hatte. Anselm selber war über den Zweck dieser Reise im Unklaren. Allein der Kaplan, dieser kluge Berater von Frau Gertrud, wußte um das Geheimnis und hatte versprochen müssen, es für sich zu behalten. Die Herrin hatte eines Morgens Botschaft des Edlen Eginulf von Rappolstein erhalten, der durch Krankheit ans Bett gefesselt war. Er bat, die Herrin auf Hohkönigsburg möchte zu ihm kommen, um die Mitteilung über den letzten Willen ihres betrauten Gatten in Empfang zu nehmen, der

in Eginulfs Armen am Ufer des Jordan seinen Geist aufgegeben hatte. In ihrer letzten Unterhaltung hatten die beiden Freunde beschlossen, ihre Familien durch das Band der Ehe zu vereinigen, was möglich war, wenn Anselm von Hohkönigsburg Eginulfs Tochter, Helene von Rappolstein heiratete. Zum Schluß des Briefs wurde der junge Rittermann mit Lob bedacht wegen eines Turniers zu Kayersberg, in welchem Anselm sich bei vorgetan hatte.

Die Botschaft hatte die gute Frau schier aus dem Gleichgewicht gebracht: was konnte sie sich auch für ihren einzigen Trost vornehmeres und geeigneteres wünschen als die Verbindung mit einem Fräulein von Rappolstein, einem der berühmtesten und mächtigsten Geschlechter des Elsaß? Eine Mutter darf sich's schon was kosten lassen zu solch einem ehrenvollen Ergebnis. Welche Ueberraschung für den Sohn, wenn sie ihm mitteilen kann, daß er seine glückliche Zukunft der Fürsorge der Mutter zu verdanken hat!

Sie reiste also eines schönen Morgens ab und war nach drei Tagen wieder zurück. Ihre erste Frage galt dem Sohn: warum hatte er sie nicht zur Begrüßung erwartet? Der Kaplan, der in den Augen der Schloßherrin gute Nachrichten las, erwiderte, Anselm könne nicht lange mehr ausbleiben, da er schon früh zu seinem Freund nach der Ortenburg gegangen war.

In der Tat, kaum hatte sich Frau Gertrud an einem Glas köstlichen Rotweins aus Roderen geladet, als auch Anselm sie schon zur Rückkehr herzlich umarmte.

„Ich habe eine ausgezeichnete Reise gemacht“, begann freudestrahlend die Mutter. „Höre, mein Sohn, wir werden bald viel zu tun kriegen. Eginulf von Rappolstein, der intime Freund deines Vaters, steht eben von schlimmer Krankheit auf, und hat beschlossen, in Erinnerung an die alten Beziehungen zwischen den beiden Familien, einige Tage bei uns zu verbringen. Seine Tochter Helene wird ihn begleiten, eine fromme, tugendhafte Jungfrau. Wir wollen unserm Gast alle Ehren erweisen; sein Ansehen verdient es. Uebrigens hat die Hohkönigsburg alles, um selbst einen Kaiser würdig zu empfangen; bleiben wir also auf der Höhe unserer Aufgabe. Ich überlasse dir

die Einladungen und die Sorge um die gesellschaftlichen Vergnügungen."

Anselm war entzückt. Er ahnte nicht die Absicht der Mutter. Da sollte es am Feste nicht fehlen an Freunden und Schutzherrn. Ohne Zweifel kommen die von Ortenberg und die liebenswürdige Hilka, die seiner Liebe und des Treueschwurs, den man am nämlichen Tag ausgetauscht hatte, vollaus würdig war. In Gegenwart des illustren Gastes konnte ihre Verlobung gefeiert werden. In diesen Gedanken betrat er sein Gemach, wo ihm glückselige Träume die Stunden der Nacht verkürzten.

Nicht weniger zufrieden mit dem Ergebnis ihres Unternehmens, hatte sich Frau Gertrud in ihre Gemächer zurückgezogen. Da sie sehr müde war, hoffte sie sich durch den Schlaf zu stärken. Eitle Hoffnung.

Um Mitternacht wurde sie jäh aus dem Schlaf aufgeschreckt. Sie glaubt gehört zu haben, wie jemand mit leisem Schritt durch das Zimmer schlürfte. Beim zitternden Schein des Nachtlichts, das auf dem Tisch langsam erstarb, schaute sie rasch um sich herum. Ein Schreckensschrei entfuhr ihrer Brust, und die Lippen flüsterten: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ Vor dem Bett stand aufrecht eine Frauengestalt, ganz in ein weißes Tuch eingehüllt. Auf ihrem Gesicht las man wilden, unfählichen Schmerz, und aus den tiefen Höhlen ihrer Augen rannen Tränen wie der Blutfluß aus frischer Wunde...

Vor Schrecken starr ob der Erscheinung, wollte sich Frau Gertrud in ihren Rissen verbergen; aber, als wäre sie gebannt, vermochte sie kein Glied zu rühren. Die weiße Gestalt sah sie mit unbeweglichen Augen und Mitleid heischender Miene an, und streckte die Arme zum Himmel, als möchte sie ihn zum Zeugen anrufen. Dann fiel sie plötzlich in die Knie, und schlug an die Brust, um sich wieder zu erheben. Wieder starrte sie auf die Herrin von Hohlkönigsburg, als sie mit der Stimme einer Verzweifelten sagte: „Das Gericht Gottes trifft den, der mein Beispiel nachahmt!“

Als das Gespenst längst verschwunden war, lag Anselms Mutter noch ohnmächtig im Bett. In der Frühe glaubte sie von einem bösen Traum zu erwachen. Nach verrichtetem Gebet ließ sie den Kaplan rufen, dem sie die nächtliche

Vision erzählte. „Habe ich nur geträumt, oder habe ich wirklich einen Geist gesehen? Was soll ich davon halten?“ Also fragte sie ihn zum Schluß.

Der Greis hatte schweigend zugehört. Gedankenvoll antwortete er dann auf die ihm gestellten Fragen: „Wahr ist, man erzählt allerlei wunderliche Dinge über unser Schloß, und Ihr selber werdet ja wohl die Geschichte von der Weißen Frau kennen, welche im Volke nur „die Alte von Hohlkönigsburg“ heißt! Am Ende des Jahres, so will es eine Sage, steigt sie allemal aus dem Grab, besteigt den Turm der Burg und kündigt mit heftigen Gebärden dem Elsaß die Ereignisse des neuen Jahres. Ihre Augen strahlen vor Freude, wenn sich die Zeiten gut anlassen, aber wenn diese schlecht werden sollen, erhebt das Gespenst die bleiche Hand, als wollte es das Land warnen vor Gefahr.“

„Ein Märchen!“ rief Frau Gertrud ungeduldig: „Seit Jahren hatte ich meinen Leuten Auftrag gegeben, nach diesem angeblichen Gespenst zu fahnden. Wir selber, Sie und ich, wir haben uns davon überzeugt, daß es nur eine Volksfabel ist; warum erzählen Sie mir dann diese Geschichte?“

„Ich gestehe euch gern, daß ich an die Frau mit dem bleichen Gesicht und den weißen Händen, die den guten Leuten ein gutes oder schlechtes Jahr prophezeit, nicht glaube. Immerhin behaupte ich, daß an dieser geheimnisvollen Geschichte etwas Wahres ist“, erwiderte der Priester.

„Wo denken Sie hin!“ schrie die erschreckte Dame auf.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung“, sagte der Kaplan. „Aber Ihr seid hieher gekommen, als Ihr noch sehr jung waret, und eure eigenen Erlebnisse haben euch nicht Zeit gelassen mit den Dingen aus der Zeit vor eurer Ankunft zu beschäftigen; so ist euch die Geschichte unseres Schlosses unbekannt geblieben. Ein authentisches Dokument, das ich euch zur Verfügung halte, stellte die Existenz einer weißen Frau auf Hohlkönigsburg fest: sie erscheint zwar nicht an Neujahr, aber nach der Tradition bestimmt an dem Tag, wo hier eine unglückliche Verheiratung vorbereitet wird.“

Anselms Mutter wurde von einem jähren

Schred geschüttelt. „Wie, eine unglückliche Heirat!“ sagte sie für sich in allen Nengsten, „das kann nur meinen Sohn betreffen!“

„Ich sage nicht ja, nicht nein“, bemerkte der Berater. „Bei meiner Seligkeit, ich bin in die Absichten des jungen Herrn nicht eingeweiht; aber ich halte daran, euch mit dem Inhalt unseres Dokuments vertraut zu machen. Es ist schon lange her, seit die Witwe von Ugelino Estuphin mit der Rücksichtslosigkeit eines Tyrannen dieses Schloß beherrschte; ihr Grab befindet sich hinter dem Altar in der Kapelle. Ihr Sohn und einziger Erbe liebte Attala, die Tochter des Herrn von Kinzheim. Attala war wohl von adeligem Geblüt, aber leider mit Glücksgütern nicht gesegnet. Die Witwe, ebenso stolz auf ihre mächtigen Liegenschaften als ehrgeizig und hochmütig, hatte sich in den Kopf gesetzt, ihrem Sohn niemand sonst als Rika, die reiche Erbin des berühmten Geschlechts derer von Egisheim zur Frau zu geben. Nichts konnte ihren Willen wandeln. Und da der Jüngling den Schwur tat, seiner Braut treu zu bleiben bis in den Tod, verfluchte sie ihn und jagte ihn fort aus dem väterlichen Haus. Zwei Tage darauf wurde der Tod Obos von Estuphin bekannt, er war in der Ill, nahe bei Schlettstadt, ertrunken. Fast zu gleicher Zeit erzählte man sich auch das traurige Ende der Witwe von Ugelino Estuphin: in einem Anfall von Verzweiflung hatte sich die Unglückliche vom Bergfried hinuntergestürzt. Diese Witwe ist die ‚weiße Frau‘, die ihr in dieser Nacht gesehen habt; die Tatsache bestätigt am besten die Wahrheit unseres Dokuments. Wehe uns, wenn es uns nicht gelingen sollte, das Schicksal zu beschwören!“

Einige Zeit darauf konnte man Anselms Mutter auf dem Grab der Witwe Ugelinos treffen. Lange lieferten sich Zweifel und Ueberzeugung in ihrer Seele heftige Kämpfe. Als wollte sie die geheimnisvolle Stille dieses Grabes durchdringen, so starrte sie darauf mit glühendem Blick. Seufzer entrangen sich ihrer Brust, die sowohl Trost als auch Bestürzung ausdrückten; und als sie die Kapelle verließ, flüsterten ihre Lippen ein letztes Mal: „Die Geschichte von der Alten ist ein Märchen und weiter nichts. Und so ist es auch mit dieser Estuphin. Nein, ich habe geträumt diese Nacht.

Träume sind Schäume! Am besten ist's, ich rede mit meinem Sohn!“

Die Herrin von Hohlönigsburg hatte solide Nerven; nichtsdestoweniger entschloß sie sich, ihre Zuflucht zu einer List zu nehmen, um die wahren Absichten ihres Erben kennen zu lernen.

„Anselm“, so begann sie in gleichgültigem Ton, „hast du schon an die Festlichkeit gedacht, die uns bevorsteht?“

„Gewiß, Mutter, und ich schmückte mir, euren Beifall zu erhalten.“

„Natürlich! Aber weißt du, für wen dieses Fest ist?“

„Für den Herrn von Rappolstein, wie Ihr befohlen habt!“

„Vergessen wir nicht seine liebwerte Tochter, und dich auch nicht!“

„Tausend Dank, Mutter, aber warum nennt Ihr mich dabei?“

„Ach, das große Kind! Verstehst du noch nicht? Denk' einmal nach! Hat' ein wenig!... Anselm von Hohlönigsburg, König der Feste, mit Helene von Rappolstein als Königin!“

„Erschreckt mich nicht, Mutter!“

„Findet sich das nicht gut? Denke doch, dieses Glück, wenn Helene, ihre Hand in deiner Hand, sich deine Braut nennen wird! Ich war bei Eginulf, und habe um die Hand seiner Tochter für dich angehalten; er hat eingewilligt.“

Anselm war drei Schritte zurückgetreten, und sah seine Mutter an, sprachlos, während diese, im Vorgefühl ihres Triumphes, eifrig fortfuhr: „Du bleibst stumm? Natürlich, wenn man erwägt, welche Ehre, dann ist es begreiflich, daß man keine Worte findet, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen; denn man muß die Auszeichnung zu schätzen wissen, mein Sohn!“

Der junge Ritter hatte jetzt seine Besinnung wiedergewonnen; mit zitternder Stimme sagte er: „Dank, Mutter, Dank für eure Mühe! Aber niemals werde ich Helenens Gatte werden; ich bin seit gestern mit Hilka von Ortenberg verlobt und wollte nur den günstigen Augenblick abwarten, um euch das Geheimnis zu verraten.“

Dieses Geständnis machte Frau Gertrud ganz verblüfft; sie brauchte eine Weile, um sich zurechtzufinden. Ein peinliches Schweigen

herrschte im Gemach. Unheimliche, widersträubende Gedanken, energische, haßerfüllte Entschlüsse gingen ihr durch den Kopf. Ihr Plan drohte zu nichte zu werden, und mit ihm Ehrgeiz und Hochmut! Welcher Abfall zwischen dem Adelsgrad der Familien: eine Rappolstein — eine Ortenberg! Dann glaubte sie wieder, ruhiger werdend, jene Worte zu hören: „Gottes Gericht wird den treffen, der mein Beispiel befolgt!“ Sie fühlte sich gebrochen; aber sie bezähmte ihre Nerven, um in ziemlich ruhigem Tone sagen zu können:

„Mein Sohn hätte seiner Mutter diese Beziehungen längst anvertrauen sollen. Dein Verhalten ist schuld dran, wenn ich mich jetzt in einer falschen Situation befinde. Der Herr...“

„Verzeihung, Mutter!“ rief Anselm dazwischen, durch diese Sprache peinlich berührt. „Erlaubt, daß ich euch den Vorwurf zurückgebe! Warum habt Ihr mich nicht früher in eure Wünsche eingeweiht, und besonders in eure Heiratsprojekte? Ich kenne Helene seit langem, aber sie ist nicht die Erwählte meines Herzens.“

„Streiten wir nicht!“ erwiderte Frau Gertrud. „Sei vernünftig und urteile selber: auf der einen Seite Rappolstein, hoher Adel, Ehre und Ruhm; auf der andern Seite die Ortenberg, das heißt Junker vierter Klasse, was?“

„Mutter!“ fiel Anselm mit Leidenschaft ein, „nehmt euch in Acht! Ein Estuphin ist einen Rappolstein wert, und ein Ortenberg ebenso einen Estuphin! Niemals, nie werde ich mein Wort zurücknehmen, ich bin ein Estuphin! Gebt mir euren Segen! Tut ihr's nicht, so gehe ich als Kreuzfahrer ins Heilige Land! Am Grabe des Erlösers werde ich. statt eurer Zustimmung, diejenige des himmlischen Vaters erhalten, und Hilka wird mein Weib werden. Gebt also eure Zustimmung, liebe Mutter!“

„So sei doch vernünftig!“ wiederholte Frau Gertrud. „Morgen wirst du schon ganz anders sprechen. Vergiß es nicht: hier Rappolstein, der Verbündete der höchsten Herren im Reich, dort Ortenberg, der Lehensherr in deinem Sold! Gute Nacht! Hoffen wir, daß sie dir guten Rat bringt!“

Und wieder schlug es Mitternacht! Die stolze Herrin von Hohkönigsburg, die der

Schlaf mied, betete und raisonnierte dazwischen ganz laut: „Ich muß es sehen, das Gespenst! Die Wirklichkeit täuscht nicht; Träume sind Schäume!“ Und so wand sie sich auf dem Lager hin und her, bis es Mitternacht schlug.

Da — die weiße Frau stand wieder vor dem Bett. Die Blicke kreuzten sich. Die Verzweiflung entringt ihr dieselben Seufzer, aber fürchterlicher noch klingen jetzt die Worte: „Das Gericht Gottes, die Hölle möge dem zuteil werden, der mein Verhalten nachahmt!“

Und wieder lag Anselms Mutter totenbleich und wie bewusstlos im Bett...

Am Morgen überbrachte ein Bote dem Herrn auf Rappolstein die Botschaft von der Verlobung des Ritters Anselm mit Hilka von Ortenberg; dann begaben sich Mutter und Sohn nach Scherweiler um den Tag der Hochzeit zu bestimmen.

Der alte Kaplan buchte gewissenhaft bis ins Kleinste die Ereignisse der Zeit; als er das Memorandum überlesen hatte, sagte er für sich: „Man soll gegen eine Heirat nie persönliche Interessen geltend machen! Und du, o Herr der Geister, laß der weißen Frau auf Hohkönigsburg Gnade widerfahren!“

L. Dhl.

Der Hund an Bord.

(Mit einer Abbildung)

Das Torpedoboot 458 ist mit gelöschten Lichtern zum Kreuzen ausgefahren. Über das Meer, das kein Lüftchen beäufelt, breitet sich in dieser finstern Herbstnacht ein tintenschwarzer Himmel.

Der vorschießende Kiel des Torpedos durchschneidet die ruhigen Wasser und läßt zu beiden Seiten kleine Hügel entstehen, die in Sprühregen zerfallen, während die von der Schiffsfurche erzeugten Wellen sich fortpflanzen und schäumen in phosphoreszierendem Gestimmer.

Auf dem Deck steht Kommandant Lambert neben der Wachtbank ans Navigationsgebäude gelehnt, den Blick unverwondt aufs Meer gebannt. Von Zeit zu Zeit nimmt er das Fernglas zur Hand und sucht den engen Horizont ab. Leider würden auch die schärfsten Gläser

nichts vermögen gegen diese undurchdringliche Finsternis.

In der Nähe des Kommandanten stehen auch Quartiermeister und Untersteuermann auf Wache, gleichfalls schweigsam. Man hört nur das Knirschen des Steuers und durch das Sprachrohr neben der Maschine herauf regelmäßige Pfliffe.

In der Ferne leuchten zwei Punkte, Hafenfeuer, die man trotz der Kriegszeit zu Schiffszwecken angezündet lassen mußte; das Flackern erscheint in der Ferne wie Sternengeflimmer, so tief liegt der Himmel auf dem Meere.

Lambert hat vor kaum einer Stunde den Hafen verlassen, um eine Kreuzfahrt zu beginnen, und eben fühlt er, wie die feuchte Kälte der Nacht ihm allmählich durch die schweren Kleider dringt. Von einem Schauer gepackt, denkt der Offizier traurig darüber nach, daß seine Wache über zwölf Stunden dauern soll, und einmal mehr schimpft er auf diesen betrübnen Krieg, der den Marinesoldaten oft mehr Gefahr und Müdigkeit als Ruhm und Genuß bringt.

Blötzlich taucht ein Schatten auf der Kommandobrücke auf, und eine Stimme, der man eine gewisse Bangigkeit anhörte, rief:

„Herr Kommandant?“

„Bist du's Martin? Was gibt's?“, fragte Lambert, der trotz der Finsternis die Gestalt seiner Ordonnanz erkannt hat.

„Es gibt“, erwiderte Martin mit derselben bekümmerten Stimme, „es gibt, daß Fanny nicht mehr an Bord ist; ich habe den Hund überall gesucht, in seinem Häuschen, auf dem Deck, bei dem Posten, und hier bei euch, ich habe sogar auf der Vorratskammer nachgesehen. Er ist sicher an Land geblieben.“

„Nun ja, um so schlimmer für ihn! Wir finden ihn wieder, wenn wir zurückkommen, und dann ist die Sache erledigt. Er wird sich gewiß nicht verirren, sei nur ruhig; ein anderes Torpedo wird ihn schon einstweilen in Verpflegung nehmen.“

„Natürlich“, knurrte Martin, „was das betrifft, so wäre es das geringste. Aber ich finde es sonderbar, daß er an Land blieb. Es ist das erste mal, daß der Hund die Abfahrt versäumte, und er wußte ganz gut, daß wir ausliefen.“

Fanny ist der Hund an Bord. Lambert selber hat das Tier der Besatzung einmal geschenkt.

Vielleicht sind ihm die Leute deshalb so anhänglich. Fanny ist übrigens ein hübsches, lebhaftes, feines und schmeichlerisches Tierchen, das alles mit sich machen läßt. Was ihm aber von vornherein die Sympathie gewonnen hat, das ist die Tapferkeit, mit der es „sein Schiff“ liebt und verteidigt, indem es mit schrecklichem Gebell die Unberufenen verfolgt, welche es wagen, den Fuß auf das Deck des Torpedos zu setzen. Man braucht nur zu rufen: „He, Fanny, der da gehört nicht an Bord!“ und sofort flüchtet das Tier wütend mit den Zähnen.

Und nun hat sich die treue Fanny „von Bord geschlichen“ und den Anschlag verfehlt bei der Abfahrt, wie manchmal nichtsnutzige Matrosen tun! Was soll das heißen?

„Darüber braucht man sich doch nicht den Kopf zerbrechen!“ denkt Lambert. Dabei lächelt er in Erinnerung an die Erregung, die sich des wackern Martin bemächtigt hatte, als er die Hiobspost meldete.

„Gallus“, redete er den Untersteuermann an, „hast du Fanny gestern Abend an Bord gesehen?“

„Jawohl, Herr Kommandant“, erwiderte der Mann, ohne den Blick von der See abzuwenden, „ich sah das Tier noch auf der Brücke fünf Minuten, bevor wir ausliefen. Es kennt sich an Bord genug aus und mußte wissen, daß wir in See stachen. Ich frage mich, warum es an Land blieb.“

„Was ist dabei! der Hund wird Lust zu einem Spaziergang am Quai gehabt haben, und als er zurückkam, war eben das Brett schon weg!“

„Möglich, aber ich finde es nicht natürlich“, murmelte der Untersteuermann mehr für sich.

War es nur Einbildung? Es schien Lambert, als hätte auch Gallus, als er mit ihm sprach, nicht den richtigen Ton gefunden, und als wäre er bewegt wie schon zuvor Martin.

Gewiß, der Offizier wußte, wie sehr die Mannschaft an Fanny hing; aber sollten sie sich diese Abwesenheit so sehr zu Herzen nehmen? Sie konnten doch wegen des Hundes unbesorgt sein; der hatte sich nach der Abfahrt des „458“ gewiß an Bord eines der andern Torpedos geflüchtet, die im Hafen lagen.

Im Laufe der eintönigen Fahrt verfolgt Lambert die psychologischen Möglichkeiten des delikaten Falles.

anhäng-
bhafes,
as alle
on vorn-
s ist die
und ver-
ebell die
den Fuß
n. Man
er da ge-
das Tier

on Bord
bei der
Matrosen

nicht den
ei lächelt
e sich des
s er die

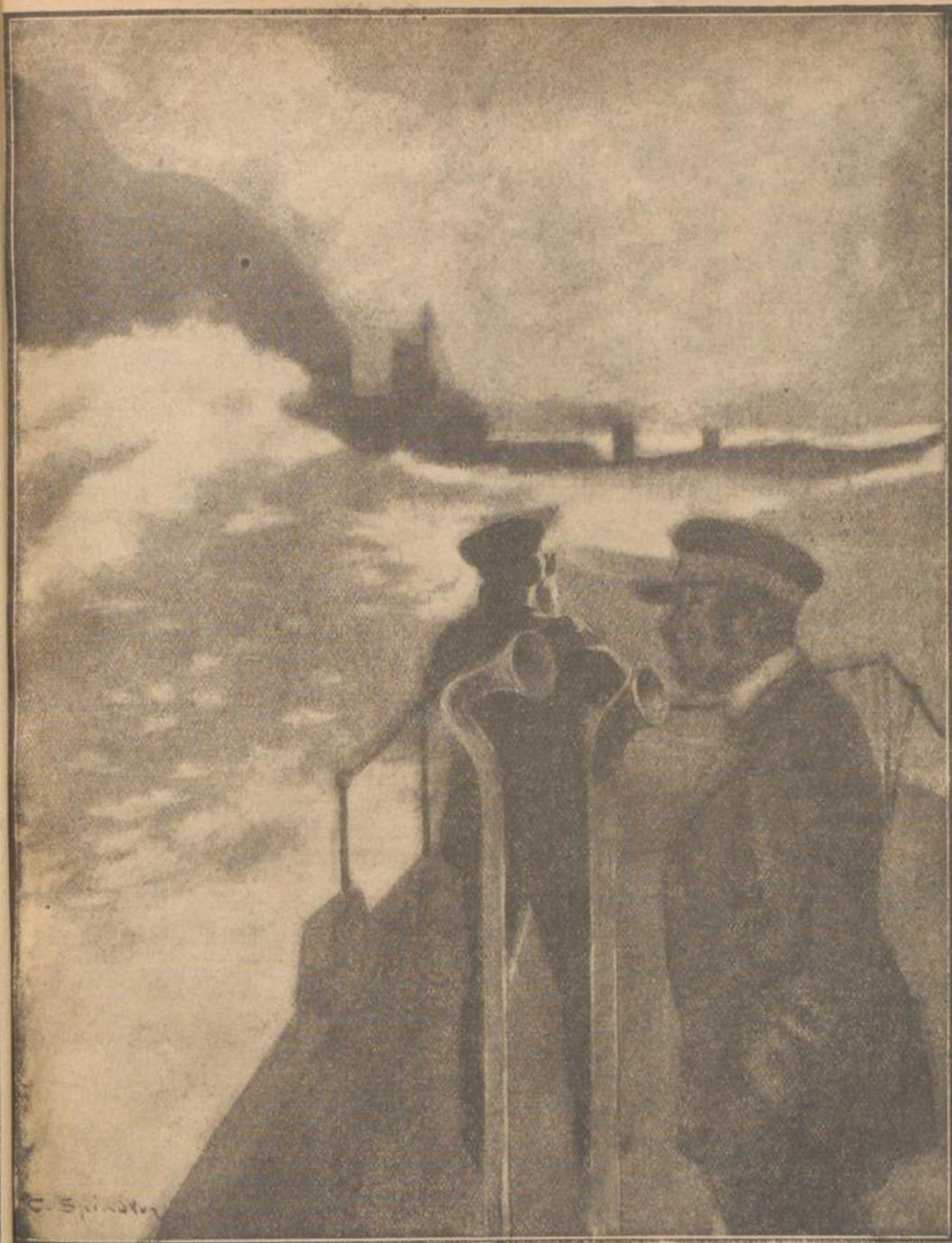
mann an,
efehen?“
erwiderte
ee abzu-
Brücke
Es kennt
ffen, daß
arum es

Lust zu
t haben,
rett schon

atürlich“,
für sich.
en Lam-
mit ihm
den, und
Martin.

sehr die
en sie sich
nehmen?
unbesorgt
s „458“
pedos ge-

verfolgt
eiten des



Vambert schreit durch das Sprachrohr zur Maschine: „Kollidampf!“

„Vielleicht“, so dachte er, „sind die Leute dazu gekommen, im Hund an Bord eine Art von Talisman, ein Glückstier zu sehen, dessen Abwesenheit sie den Launen eines feindlichen Geschicks ausliefert? Wie kindisch! Aber sind die Mannschaften an Bord nicht in mancher Hinsicht große Kinder?“

„Wie seltsam, daß er an Land blieb“, hatte Martin gesagt, und nach ihm Gallus: „Ich finde das nicht natürlich!“

Wollte man auf sie gehen, so müßte also das Verschwinden Fannys kurze Zeit vor dem Auslaufen geheimnisvolle Ursachen haben? „Große Kinder und abergläubisch“, lächelte Lambert, um aber etwas düster und halblaut hinzuzufügen: „Zum Kukuck! Wenn's das sein könnte, das wäre nicht zum Lachen!“

Denn er erinnert sich plötzlich an gewisse Erzählungen, die er abends auf dem Kasteil gehört hatte, von Matrosen, wie diesen da, während andere aufmerksam und ernst lauschten. Geschichten von Unglücksfällen auf See, in welchen die Erzähler immer wieder hervorhoben, wie der und jener auf wunderbare Weise davonkam, weil er sich fast im Moment der Katastrophe nicht an Bord befand aus Gründen außerordentlicher, ja, providentieller Natur.

Lambert konnte sich sogar bestimmter Wendungen aus diesen Geschichten erinnern:

„Er ging nie an Land; da drängte ihn irgend was an diesem Tage an Land zu gehen... Ohne dies wäre er auf dem Schiffe gewesen, als dieses in die Luft flog.“

„Er hatte gerade die Wache gewechselt mit seinem Genossen, um zur Heizung zu gehen; der Genosse verbrannte als die Flamme zurückschlug“.

Je mehr Lambert darüber nachsann, desto klarer wurde ihm die Natur der Erregung, die er bei den Leuten beobachtet hatte, und die wohl von allen Mannschaften des Torpedos geteilt wurde. Alle, wenn sie es sich vielleicht auch nicht gestanden, waren überzeugt, daß das Torpedo ernst bedroht war, und daß Fanny im letzten Augenblick weg blieb, weil der Hund auf geheimnisvolle und dunkle Weise instinktiv gewarnt wurde.

„Unsinn!“ ruft sich der Offizier zu; aber sogleich muß er mit Bedauern gestehen, daß sich ins Herz der Mannschaften, die er kommandiert,

hinterwärts eine unbestimmte Angst eingenistet hat, die um so gefährlicher ist, weil sie keinen Grund hat. Wer aber vermöchte die Wirkung solcher „Seelenstimmungen“ in der Masse zu berechnen, deren Ursache oft so lächerlich ist? Kann der Kommandant, wenn Ernstes vorfiel, noch voll und ganz auf den Beistand der Bemannung zählen, deren Mut und Hingebung sich so oft schon bewährt haben?

Nach und nach wurde der Offizier von einem seltsamen Gefühl der Bangigkeit ergriffen und blieb lange in Gedanken versunken. Dann und wann, schier wider seinen Willen, bleibt sein Blick an der unbeweglichen Erscheinung des Untersteuermanns haften. Nichts hat sich an Gallus verändert, der seine Wachetätigkeit mit dem gewohnten zähen Eifer ausübt. Aber was mag hinter der gefalteten Stirn vorgehen?

Auf einmal hat ein feiner Regen zu fallen begonnen, wodurch die Nacht nur noch schwärzer und der Horizont so düster wird, daß man die Leuchtfeuer nur noch wie hinter einem Vorhang sieht... Lambert ist wieder von der Verantwortlichkeit seines Amtes eingenommen und hat im Eifer der Aufmerksamkeit, die er der Richtung widmen muß, den Zwischenfall und Fanny schon vergessen...

„Herr Kommandant! Eine Kielspur zwei Viertelsirische links vom Backbord!“

Der Mann ist mit der Meldung noch nicht zu Ende, und schon schreit Lambert durch das Sprachrohr zur Maschine:

„Voll dampf!“

Denn über der Schiffsfurche, die der Untersteuermann signalisiert, hat er schon die dunkle Gestalt eines mächtigen Patrouillenkutters gesehen, der direkt auf das 458 zusteuert. Für dieses besteht nur die eine Aussicht: zuvorzukommen. Lambert hat es sofort begriffen, deshalb das Kommando: „Voll dampf!“

Drunten ist der Befehl unverzüglich befolgt worden, das Torpedo schnell voraus. Wird es noch Zeit sein? Der Kutter ist kaum 30 m weg und läuft sehr schnell heran.

„Links steuern, ganz links!“ brüllt Lambert.

Schon ist die Brücke am Kutter vorbei; wenn es nur mit dem Hinterdeck auch so schnell geht! An der Lehne festgeklemmert, halb nach hinten gewandt, steht Lambert in Erwartung.. Wange

Sekunden verstreichen! Wie lang erscheint ihm sein Fahrzeug!

Da — ein furchtbarer Stoß wirft ihn heftig auf die Wachtbank.

„Stop!“

Dem Anprall war nicht auszuweichen; um einige Sekunden nur hatte es sich gehandelt. Jetzt ist der Kutter mit dem Vorderdeck ins Hinterdeck des Torpedos gefahren.

Auf der Brücke hört man eine Stimme in der Nacht:

„Wir sinken!“

In der Tat sinkt das Hinterdeck des 458 sehr schnell.

„Laßt Turbine und Pumpen arbeiten! macht Rettungsringe klar!“ kommandiert Lambert, während auf dem Kutter, dessen Bemannung zuerst ganz verblüfft schien, eine Stimme befiehlt: „Achtung auf die Rettungsboote!“

Bald gibt das Geräusch der Pumpen und des Wassers, das sie mit Wucht auswarfen, dem Kommandanten zu erkennen, daß alle Maßregeln getroffen sind, die das Letzte noch abwenden können.

Schatten tauchen auf dem Deck des Torpedos auf. Die Männer legen in aller Ruhe die Gürtel um, nachdem sie die Maschinisten damit ausgestattet haben:

„Hoh! An der Maschine! Da sind die Schwimmgürtel. Der Kommandant befiehlt, sie klar zu machen!“

Lambert bewegt sich dem Hinterdeck zu. Er muß den Schaden in Augenschein nehmen und die Arbeit der Mannschaft dirigieren, die unter seinem Befehl ganz automatisch das Leck zu verstopfen sucht. Da wirft ihm einer von den Leuten auch einen Gürtel über die Schultern und befestigt ihn alsogleich. Das rührt den Offizier zu Tränen.

Nirgends gewahrt er das geringste Anzeichen von Panik. Keiner hat seinen Posten verlassen, nicht einmal an der Maschine, wo man das beklemmteste Gefühl der Unsicherheit und der drohenden Gefahr, die man nicht sieht, haben muß.

Lambert macht sich jetzt Vorwürfe, auch nur einen Augenblick an seinen Leuten gezweifelt zu haben. Eine abergläubische Furcht hatte sie verwirren können — vorher; aber im Augenblick der Gefahr selber denkt jeder nur an seine

Pflicht und hat inmitten seiner Tätigkeit seine Ruhe und Kaltblütigkeit wiedergefunden.

Das Hinterdeck des Torpedos sinkt schon nicht mehr, aber das Leck scheint so weit, daß es sehr schwer sein wird, seiner ganz Herr zu werden. Die Kabine des Kommandanten ist voll Wasser. Papiere, Kleider schwimmen da zwischen Planen in unbeschreiblichem Durcheinander. Zum Glück wurde der Stoß von einer Schotte aufgefangen, sonst wäre das Hinterdeck wohl ganz eingedrückt worden, worauf das Torpedo sofort hätte sinken müssen.

Der Mechaniker kommt auf Lambert zu.

„Herr Kommandant“, sagt er, „Turbine und Pumpen sind in vollem Gang.“

„Kein Wasser in der Maschine, Kermor?“

„Nicht einen Tropfen! Die Schotte hält.“

„Wenn die beim Kommandoposten sich hält, können wir wohl über Wasser bleiben. Stützt die beiden Schotten tüchtig, und nachher versucht, die Maschine zu wenden, um zu sehen, ob es noch geht!“

„Wohl, Herr Kommandant!“

Lambert kommt zur Brücke zurück:

„Wir sind noch gut davongekommen“, sagt er vernehmlich in einem Ton, der sich bestrebt, ruhig zu erscheinen. „Diesmal wird das 458. noch nicht auf Grund gehen!“

Er kann nicht sehen, wer ihn hört, aber er errät, daß die Wendung die zusammengebissenen Lippen zum Lächeln bringt.

Für den Augenblick gilt es nur, abzuwarten, bis der Mechaniker das Kommando ausgeführt hat. Lambert nützt die Zeit, um das Fahrzeug zu betrachten, das ihn gerammt hat.

Es ist ein ungeschlachter Kutter, dessen solides, massiges Vorderdeck durch den Stoß kaum geschrämmt zu sein scheint, nicht einmal die Farbe.

„He da, Kutter! Wer seid ihr?“

„La Sole, Herr Kommandant. Brauchen Sie Hilfe?“

„Danke, aber nicht gleich. Ich würde euch nur bitten, in unserer Nähe zu bleiben, für alle Fälle!“

Eben erscheint der Mechaniker wieder:

„Herr Kommandant“, meldet er freudig; „die Schotten sind verrammelt, die Maschine geht. Wir können, wenn Ihr befiehlt, sachte weiter fahren.“

Vom Kommandanten bis zum letzten Matrosen wird durch diese hoffnungsvollen Worte ein jedes beruhigt. Das Schiff läßt sich retten!

„He da, Rutter!“ ruft Lambert.

„Ich höre!“

„Ich will versuchen, mit eigener Kraft den Hafen zu gewinnen. Bleibt ein wenig zurück, um uns, wenn es nötig ist, ins Schlepptau zu nehmen!“

„Abgemacht!“

Und das 458 geht langsam unter Dampf. Welch traurige Rückfahrt, und wie weit die Strecke jetzt scheint! Indessen halten die Schotten stand, und das Torpedo könnte fast normalen Lauf nehmen, trotzdem das Hinterdeck taucht, wenn es nicht so schwierig wäre, das Steuer zu handhaben, das durch den Anprall wohl gequetscht wurde.

„Komme ich ohne Hindernis an Land“, sagte Lambert, „kann ich mich des Glücks rühmen. Kein Bewundeter, das Schiff gerettet, das ist das billigste, was bei einem Unfall zu zahlen ist“...

Man nähert sich dem Hafen. Auf ein diskretes Signal nach dem Lande hin, flackern die Leuchtfeuer auf. Wegen des Defekts am Steuer ist beim Landen alle Vorsicht geboten.

Lambert beginnt sachte zu manövrieren. So viele Minuten, so viele Stunden. Mit zusammengekrampften Händen, die Augen starr auf die Feuer haltend, zwischen denen er hindurchgleiten muß — nie schien ihm der Hafeneingang so eng — passiert es mehrmals, daß er den Mann am Steuer ansfahren muß. Aber dieser hört nur auf das Kommando, erregt sich nicht und fühlt sich nicht beleidigt. Der Kommandant, dem die Verantwortung für Schiff und Leben obliegt, hat ein Recht, nervös zu sein.

Endlich fährt man ein, und das 458 vermag, so gut es geht, Anker zu werfen, wo es ein'ge Stunden zuvor ausgelaufen ist. An Bord der andern Torpedos ergeben sich schleunigst Leute, die herankommen, um nachzusehen und zu erfahren, wodurch die unerwartete Rückkehr des Nachbars verschuldet wurde. Auf dem 458 arbeiten die Bumpen immerzu, der Kommandant ist ärgerlich, weil er alles verfügbare Segeltuch verbraucht hat, ohne das Heck ganz verstopfen zu können.

„He da! La So! Ich brauche eure Hilfe

nicht mehr“, schreit Lambert, „ihr könnt eure Fahrt wieder aufnehmen!“

Im Begriff von Bord zu gehen, um den Kommandanten der Flotille zu verständigen, schießt Fanny wie ein Pfeil von draußen herein, Lambert zwischen den Beinen durch, daß er strauchelt, und man hört eine brummige Stimme:

„Aha, bist du endlich da, verflixtes Tier! Läuft man so von Bord? Taten weg! In die Hütte mit dir!“

Das 458 lag in schwimmenden Dock. Jetzt ist es im Trocknen, ganz in Sicherheit. Alle, die das große Loch sehen kommen, das der Vordersteven des Rutters in die Seite des Torpedos gerissen hat, sagen beim Fortgehen, indem sie den Kopf schütteln:

„Das heißt man Glück haben!“

In seiner Kabine mitten zwischen zerbrochenem Blech und Gefäsel, trifft Lambert seinen treuen Martin wieder, der noch zu retten sucht, was durch den langen Aufenthalt im Wasser nicht ganz verdorben wurde.

Der Offizier bleibt unten an der Leiter stehen und blickt mit bekommenem Herzen auf das Schauspiel der Zerstörung. Das war alles, was von seinem kleinen Vertieß übrig blieb! Martin hat eben im fettigen Schmutz, der die Dielen bedeckt, Porträts aufgefunden, die jämmerlich aneinander kleben. Und Lambert treten die Tränen in die Augen beim Gedanken, daß seine kostbarsten Erinnerungen nun unwiderbringlich dahin sind. Die Stimme seiner Ordonanz ruft ihn zur Wirklichkeit zurück:

„Ich hatte immerhin nicht ganz unrecht, Herr Kommandant, als ich dachte, Fanny habe die Sache vorausgesehen. Wenn das Tier an Bord geblieben wäre und auf der Bank in der Kabine geruht hätte, wäre es ohne Zweifel ersoffen wie eine Ratte.“

Wie kommt es, daß Lambert vielleicht bewegter, als er scheinen möchte, sich entfernt ohne zu antworten? Wäre er am Ende auch abergläubisch geworden?

Er geht an Deck. Schon sind die Arbeiter daran den Schaden auszubessern, während die Mannschaft mit dem Scheuern des Schiffes beschäftigt ist, wie gewöhnlich.

Fanny hat ihre Hütte wiedergefunden und

liegt dort am Seil. Schweifwedelnd begrüßt sie Lambert und wimmert vor Sehnsucht.

„Magst nur heulen!“ brummt ein Heizer, indem er lachend hinzufügt: „Man hat ihn mit Gefängnis bestraft weil er zur Kriegszeit den Anschluß versäumt hat!“

„So freuen sie sich,“ denkt Lambert, „daß Fanny dem Unglück entgangen ist. Aber sie bestrafen das Tier, weil es seinen Posten verlassen hat, wo es eigentlich den Tod hätte erleiden sollen.“ Der Offizier tritt zur Hundshütte, um das arme Tier mit einer Liebkosung zu beruhigen, das noch immer heult über die verlorene Freiheit. Aber er bedenkt sich und hält ein.

Wenn es, anstatt des Hundes, einer von der Mannschaft gewesen wäre, der sich in gleicher Weise verfehlt und dadurch das Leben gerettet hätte, wären seine Kameraden mit dem Urtheil nicht weniger streng gewesen. Um nun durch eine überflüssige Kundgebung der Nachsicht in seinen Leuten die hohe Idee von der Disziplin, dieser „Hauptstärke der Armeen“ nicht zu beeinträchtigen, schreitet Lambert, ernst und würdig vorüber ohne der armen Fanny auch nur einen Blick zu gönnen. Traurig schlüpfst das Tier in seine Hütte und legt sich, mit einem schweren Seufzer, im Hintergrund nieder.

Daniell.

Der Gierkuchen.

(Mit einer Abbildung.)

Der Regen fiel den ganzen Tag über ohne Unterlaß; jetzt war er so fein geworden, daß er jenen leichten Nebeln glich, die man des Abends über den Wiesen sieht. Wir waren eben am Ende der Mahlzeit. Das Baby, das beim Dessert eingeschlafen war, ruhte wieder in seinem Bettchen, während wir beide, Luise und ich, am offenen Fenster stehend, vor uns hin summten und an den Himmel schauten.

„Wie wär's, wenn wir die Arche verließen, Papa Noe?“ sagte meine Frau.

„Ich sehe aber keinen Regenbogen, Frauchen!“

„Um so besser, dann können wir gehen!“

Sie entfernte sich, um bald wieder zu erscheinen, aber mit gut geschütztem Kopf, mit

Schnürstiefel und Handschuhen. Dann nahm sie meinen Arm, aber kräftig, indem sie sich drauf stützte und sich an mich schmiegte, wie man's in den seligen Tagen tut, wenn man nach langer Abwesenheit wieder zusammenkommt.

„Ach, wie freut es mich, ausgehen zu können! Merkst du die gute Luft? Ich möchte gehen, gehen... Wenn wir eine weite Tour machen! Es ist noch heller Tag!“

Und indem sie so plauderte, stieß sie mich lachend an und griff mit den Füßchen weit aus, um mit mir Schritt halten zu können.

Wir gingen den Gartenzaun entlang und bogen links ins Wäldchen ein. Es gefiel uns so gut, unser Wäldchen! Jetzt lag es ganz still da, feucht und aufgeweicht. Das vom Wasser vollgeseugene Moos gab unter dem Fuß nach, wie ein zerdrückter Schwamm, und an jedem Blatt der zu schwer belasteten Zweige zitterte ein durchsichtiger Tropfen, im Begriff, zu fallen.

„Lieb, du wirst durchnäßt“, sagte ich zu Luise, indem sie stehen blieb.

„Was mach's, ich habe meine soliden Stiefel! Gehen wir!“

Und so setzten wir unsern Spaziergang fort durch das Gehölz, das im Stillen tropfte, wie der Bart eines Meergottes.

Ich war meiner Frau dankbar, daß sie so tapfer war an diesem Abend; denn nichts auf der Welt ist so schön, wie der feuchte Wald, besonders um diese Stunde des Tags, wenn alles schweigt und sich zur Ruhe legt, wenn der Wind sich dämpft, der müde Regen in seine Wolken sich zurückzieht und die Vögel zu schlafen beginnen in der Hoffnung, daß sie wieder trocken werden. Ich fand mein Gefallen daran, weil es seinen Reiz hat, wenn man zu zweien und Arm in Arm geht, sich ganz allein zu wissen und unter den grünen Laubdächern zu wandeln, den penetranten Dufte feuchten Holzes einzuatmen, mit dem Stock an die dicken Endenstämmen zu schlagen, die einen langgezogenen sonoren Ton von sich geben, den die andern der Reihe nach wiederholen; oder plötzlich stehen zu bleiben beim Knacken eines morschen Zweigs, beim Geräusch der Tropfen, die knisternd von Blatt auf Blatt fallen. Die Lungen dehnen sich, um die durch den Regen gereinigte Luft einzusaugen, und man hört fast mit den

Augen, möchte ich sagen, auf die zarte Harmonie dieser feinen, diskreten Töne.

Ich brauche, nebenbei bemerkt, diese Metapher nicht, um Worte zu machen; sie ist nur banal geworden, weil sie zu wahr ist.

Wenn die Sonne sich nach einem schönen Tag zum Horizont neigt, so flimmert alles in Purpur und färbt sich wie das Antlitz einer schönen Jungfrau, wenn sie neben einem großen Feuer spinnet. Die Töne beleben und erwärmen sich, Mutter Natur wird lebendig und bewegt; man fühlt, daß sie tagsüber viel geliebt, viel genossen und viel gearbeitet hat. Im Wald ist's warm, und im Laub sieht man Diamanten, Rubine, Smaragden, und da und dort erblickt man auf den bemoosten Stämmen goldene Flächen, die uns erschauern lassen. Es ist wie ein Orchester mit seinen Effekten, eine reiche Harmonie, funkelnd wie ein königliches Etui, das man plötzlich öffnet, oder wie eine Kathedrale, in der die Fanfaren erdröhnen, während ein ganzes Volk singt „Alleluja!“

War aber der Tag düster, so ändert sich das Bild: kein Frohlocken, kein lautes Geräusch, Mutter Natur legt sich in der Stille zu Bett mit feuchten Augen und etwas gähnend. Die Geigen, die an solchen Abenden mit dem Wiegenlied betraut sind, setzen den Dämpfer auf und streichen ganz sachte; kaum berühren die trauernden Bogen die Saiten, und man muß gut hinhorchen, um ihre Musik zu verstehen, die wie ein Traum erscheint; aber ihre Stimme ist so weich, ihre Harmonie so fein, daß die Feinschmecker unter den Spaziergängern, welche die Musik der Augen zu schätzen wissen, in Verlegenheit lämen, wenn sie zwischen den Trompeten und den Geigen, zwischen dem hinter seinem grauen Schleier versteckten Wald und dem in seinen güldenen Reflexen erglänzenden wählen müßten.

Wir luftwandelten so unter Birken, als ein leiser milder Wind über unsere Häupter daher kam und die Wipfel der Bäume kitzelte, die alsbald zu flüstern begannen und sich schüttelten, wie nasse Vögel, und eine Sintflut von herrlichen feuchten Diamanten auf uns niederregnen ließen.

„Mein Gott!“ schrie Luise, indem sie plötzlich stehen blieb. „Der häßliche Wind! Ich bin ganz naß!“

Ihr Kleid flatterte ein wenig, und ich sah ihre beiden aufgeweichten Stiefel im Gras dicht aneinandergepreßt

„Vollständig durchnäßt, sag' ich dir! Die Kapuze war in die Höhe gegangen, jetzt hab' ich einen Wasserfall im Genick, einen Bach!“

„Wo denn, Liebste?“

„Wo? Ich sag' dir's doch, im Hals, in der Mitte, gerade am Plätzchen!“

Sie sah mich an, und wir fingen an zu lachen. Dieses Plätzchen war dort, wo ich sie zu küssen pflegte. So jung man ist, man hat schon seine Gewohnheiten.

Ich wischte ihr den Hals ab, und brachte die Kapuze wieder an ihren Platz. Als sie gut abgetrocknet war, saate sie lächelnd:

„Du bist ein liebes Männchen.“ Ich glaube wohl, ich habe sie geküßt. Das brachte sie wieder in Stimmung, so daß wir, sie wieder auf meinen Arm gestützt, über die Farrenkräuter sprangen. Als wir wieder in die Einsamkeit des Hochwalds traten, sang sie ein Liedchen neckischen Inhalts von einem kleinen bösen Mann, der sein Weibchen nicht liebt.

Und sie sagte das mit herausfordernder Miene, während sie große Schritte nahm, mir ihre schönen weißen Zähne zeigte, und sich dabei so zärtlich an mich schmiegte, daß ich unwillkürlich mit ihr sang.

Wir waren zwei Kinder und wußten es, und freuten uns dessen als einer guten Sache.

Da standen wir plötzlich vor einem Loch, einem ausgetrockneten Sumpf, wohl von einer vergessenen Steingrube herrührend... Ich weiß nicht warum, aber da schien mir der Boden zerstampft, die Bäume zerdrückt, und man sah wilde Wurzelstämme zwischen Dornestrüpp sich windend.

„Glaubst du nicht, daß wir uns verirren werden?“ fragte Luise, indem sie mich anblickte.

„Aber nein, Frauchen!“

„Und wenn wir uns doch verlören, was würde das arme Kleine sagen, das dort in seinem weißen Bettchen schläft? Willst du, daß wir zurückgehen, willst du nicht?“

„Aber wir sind höchstens zwanzig Minuten von zuhause weg, nicht mehr!“

„Jawohl, aber alle Wanderer, die sich verirren in den Wäldern, bilden sich immer ein, sie seien nur zwanzig Minuten von zuhause

weg. Ich mag diese häßlich gekrümmten Bäume nicht; da muß allerhand Getier zwischen diesen Wurzeln leben!“

Ein Schauer überlief sie, während sie sich, wie um zu horchen, vorneigte:

„Horch, hörst du nichts? Diese dumpfen Schläge?... Pst!... Hörst du? Und so dumpf, so dumpf! Was kann das wohl sein, um diese Zeit noch im Wald? Die Sonne geht unter. Wie wär's, wenn wir heimgingen?“

Ich horchte und hörte in der Tat ein dumpfes Geräusch, dessen Ursache ich auch sofort erriet. Ich hätte ihr das gleich sagen können, aber es freute mich so sehr, sie neben mir zu sehen, ernst, das Ohr gespitzt, den Mund halb geöffnet und die Frage in den Augen; ich war so glücklich, zu fühlen, wie sie zitterte und an meiner Brust Schutz suchte. Und so war es der Egoismus, wenn ich so sagen darf, der mich zu ihr allen Ernstes sprechen ließ:

„Ja, in der Tat, es ist seltsam! Ich höre dumpfe Schläge... Komm, wir wollen sehen, was es ist, es kann nicht weit von hier sein!“
„Dort hin gehen? Bist du von Sinnen, Liebster?“

Und sie legte mir beide Arme um den Hals und flüsterte mir ins Ohr:

„Ich habe eine solche Angst! Komm, wir lehren zurück, so komm' doch!“

„Wie ängstlich du bist! Hörst du denn nicht, daß es die Arthebe der Arbeiter im Holzschlag sind?“

„Und du glaubst mich zu beruhigen damit? Was arbeiten sie denn, diese Arbeiter?“

„Nun ja, sie spalten dicke Eichklöße, um daraus Faßdauben zu machen, das ist das ganze Geheimnis!“

„Bist du sicher!“

„Gewiß, Liebste!“

„Und es sind ehrliche Leute, diese Arbeiter?“

„Gewiß, ich kenne sie sehr gut. Komm nur, wir gehen hin. Drei Minuten von hier!“

Endlich entschloß sie sich, mir zu folgen, wenn auch nur zögernd. Und einige Minuten später standen wir am pittoresksten Ort der Welt gegenüber von zwei oder drei Hütten ähnlich denen, die uns Fenimore Cooper in seinen Indianergeschichten beschreibt, am Ufer des Ontariosees. Stellt euch einen Haufen Dielen und Baumstämme vor, das ganze geschwärzt,

von Moos überwachsen, düster, feucht, im Innern des Waldes und mit einem weißen Kamin gekönt, zu dem sich ein schön geflochter bläulicher Rauch herausschlangelte, um sich im grünen Gewölbe zu verlieren. Und um diese Lagerstätte aufgehäuft Baumstämme und Hauspäne bergehoch, ganze Reihen von Pyramiden rotgelber Dielen, und an einem zwischen zwei Bäumen ausgespannten Seil zwei oder drei Wäschestücke zum Trocknen. Um diese Blochhütten herum war der Boden festgestampft, und vor der niedrigen Tür verzehrte eine Schaar von zehn Hühnern die Körner, die ihnen das älteste hinwarf.

„Guten Abend zusammen“, sagte die gute Frau, als sie unserer ansichtig wurde. „Wollen Sie nicht ein wenig hereinkommen, um euch zu wärmen? Es ist ziemlich kühl draußen!“

Luise befaß sich das alles, wie man ein Theater mit schönen Dekorationen bewundert. Wir traten ein. Was wir drinnen fanden, entsprach dem äußern Anblick.

In der Mitte der unregelmäßigen, mit Ecken und Verstecken ausgestatteten Hütte flammte das schönste Feuer der Welt zwischen vier Eisenstangen, welche die Glut zusammenhielten und den Platz des Herdes markierten. Die Flamme züngelte hoch hinauf, da das Dach, wie beim Impluvium des römischen Hauses, durchbrochen war; und über der Oeffnung sah man durch einen mächtigen Kamin schoß, durch den tagsüber der Rauch hin- und herfuhr, die Zweige der Bäume und den grauen Himmel. In der Asche stand ein Topf, in dem irgend was brodelte, und in den Ecken der Hütte, wo allerhand Gegenstände, Werkzeuge und Schnitzel herumlagen, waren drei Männer, worunter ein kleiner Alter mit hohlen Wangen und rot wie ein Backstein, an der Arbeit: Vater, Sohn und Tochtermann. Sie lebten zusammen und spalteten in dieser Hütte, die ihnen als Werkstatt dient, Eichklöße drauf und dran, Sommer wie Winter.

Einmal in der Woche ging der Sohn wohl ins Dorf, um Proviant zu holen, das war alles. Am Sonntag vergnügte man sich im Schatten der großen Bäume beim Kugelspiel.

Als wir eintraten, hörten die Arbeiter auf, und ein jeder legte, nachdem er uns geprüft hatte, die glänzende Waffe ab, eine gewaltige

Art, ein furchtbares Instrument, wie das Messer einer Guillotine, mit kurzem Stiel, mit einem mächtigen dicken, zugespitzten Stahl, ausgezeichnet, um Eichbäume zu zerkleinern, aber unheimlich anzusehen.

Luiſe rückte näher an mich heran auf der kleinen Bank, auf die wir uns niedergelassen hatten.

„Hindern wir Sie nicht an der Arbeit?“ fragte ich den Alten.

„Ach nein, Herr, wir gehen jetzt essen!“

Die beiden Jüngern zogen ihre Ärmel herunter und rückten einen soliden Tisch herbei aus Brettern roh gezimmert und auf kaum behauene Stollen gestellt. Während sie die dicken Tellerchen aus bläulicher Foyence aufsetzten, hatte die Frau eine große Pfanne herbeigeht und einen Arm voll Holzspähne ins Feuer geworfen.

Zumitten dieser seltsamen Umgebung schien mir Luiſe so fein und zart, so elegant in ihren schwedischen Handschuhen, ihren weichen Stiefeln und dem aufgetrempelten Kleid! Mit ausgebreiteten Händen schützte sie sich gegen die Hitze des Feuers, und während ich mit den Holzhackern plauderte, überwachte sie mit einem Seitenblick die Butter, die in der Pfanne zu schmoren begann.

Plötzlich stand sie auf und nahm der alten Frau den Pfannenstiel aus der Hand:

„Lassen Sie mich dabei helfen, wenn Sie Ihren Eierkuchen machen, wie?“

Die gute Alte überließ Luiſe lächelnd das Instrument, und Luiſe stand da allein wie ein Angelfischer, der die Berte in dem Augenblick hält, wo der Kork sich zu bewegen beginnt. Das Feuer warf den vollen Schein auf sie; ihr Auge fixierte die flüssige Butter, die Arme hielt sie ausgestreckt, und die Lippen hatte sie zusammengelassen, wahrscheinlich um sich mehr Haltung zu geben.

„Es ist etwas schwer für die Kleinen Hände der gnädigen Frau“, sagte der Alte. „Ich wette, es ist das erste Mal, daß Sie einen Eierkuchen in einer Holzhackershütte machen, wie, gnädige Frau?“

Luiſe nickte, ohne das Auge abzuwenden.

„Die Eier, die Eier!“ machte sie jetzt plötzlich mit einem Ausdruck der Unruhe, daß wir alle in Lachen ausbrachen.

„Die Eier! Die Butter schwillt!.. Schnell, oder ich übernehme keine Verantwortung!“

Die Alte schlug lebhaft die Eier auf.

„Und die Kräuter!“ rief der Alte.

„Und Speck und Salz!“ sagten ihrerseits die jungen Leute.

Nun machte sich alles ans Werk. Man häckelte, zerschnitt, und zerrieb den Pfeffer, während Luiſe stampfte vor Ungeduld und mit gerötetem Gesicht rief:

„Beeilt euch doch! Aber so macht doch schnell!“

Endlich hörte man Lärm aus der Pfanne, und das große Werk begann. Wir standen alle um das Feuer herum und warteten gespannt, denn da jedes daran beteiligt war, mußte das Resultat der Operation jedermann interessieren. Die gute Alte, auf den Knien vor einer großen Platte, hob die Ecken des Eierkuchens hoch, der gelb zu werden begann.

„Jetzt braucht die gnädige Frau nur noch zu wenden“, bemerkte sie.

„Kurz und fest“, sagte der Alte.

„Sie brauchen sich nicht anzustrengen“, riet der junge Mann.

„Auf einmal, liebes Kind, huppla!“ sagte ich meinerseits.

„Wenn ihr alle auf einmal sprecht...“

„Geschwind, gnädige Frau!“

„Wenn ihr alle zusammen sprecht, getraue ich mich nicht... Es ist verflucht schwer...“

„Nur kurz und fest!“

„Aber ich kann nicht, es fällt ab! Ach, Gott!“

Im Eifer war ihr die Kapuze hinunter gefallen. Luiſe war rot wie ein Pfirsich, ihre Augen glänzten, sie wußte nicht, sollte sie schimpfen oder lachen. Endlich, nach entsprechender Anstrengung, ging die Pfanne hoch, und der Eierkuchen kollerte etwas schwerfällig, ich muß es sagen, auf die große Platte, welche ihr die Alte hinhielt.

Nie sah ein Eierkuchen besser aus.

„Ich bin sicher, das Frauchen hat sich mit den Armen müde gemacht“, sagte der Alte, indem er tüchtige Stücke von einem Laib Brot abschchnitt.

„Aber nein, nicht zu sehr“, sagte meine Frau, herzlich lachend, „nur hätte ich nicht übel Lust ihn zu versuchen — unsern Eierkuchen!“

Schnell,
ung!
herreits
Man
Pfeffer,
und mit
ht doch
Pfanne,
den alle
espannt,
hte das
ntereffie-
or einer
fuchens
ur noch
n", riet
" jagte
getraue
" Ach,
nter ge-
ch, ihre
llte sie
entspre-
e hoch,
erfällig,
welche
ich mit
lte, in-
Brot
meine
ht übel
chen!"



„Auf einmal, liebes Kind! huppla“ sagte ich meinerseits.

Und wir ließen uns am Tisch nieder vor den blank geschuerten Tellern mit ansprechenden Bildern.

Als wir vom Eierkuchen und auch vom Wein der guten Leute gekostet hatten, erhoben wir uns, um den Heimweg anzutreten. Die Sonne war untergegangen. Die ganze Familie des Holzhackers ging mit uns aus der Hütte heraus, wünschte uns guten Abend und sah uns nach.

„Soll Sie mein Sohn begleiten?“ rief uns die Alte von weitem noch nach.

Es fing an finster und frisch zu werden im Wald. Wir schritten tapfer aus.

„Wie glücklich diese Leute sind!“ sagte Luise. „Weißt du was, wir kommen einmal da heraus, um zu frühstücken! Wir setzen in den einen Korb an der Seite des Esels unser Baby, und in den andern tun wir eine große Pastete mit gutem Wein... Hast du nicht Angst, dich zu verirren, Georg?“

„Aber nein, Liebste, es gibt nichts zu fürchten!“

„...Eine große Pastete und guten Wein... Was sehe ich dort?“

„Es ist nichts, nur ein Baumstamm.“

„Ein Baumstamm, Baumstamm“, wiederholte sie leise. „Und hinter uns, hörst du nichts?“

„Es ist der Wind, der in den Blättern raschelt, oder ein morscher Zweig, der brechend zu Boden fällt.“

Wie glücklich, wer sich in der Nacht, mitten im Wald, so sicher fühlt, als säße er daheim neben dem Ofen.

Man hat nicht Furcht, aber die Stille beunruhigt. Unwillkürlich sucht das Auge im Schatten, man möchte die Formen definieren, die auftauchen und sich alsbald verwandeln. Eine ganze Welt schreit und kracht unter jedem Tritt, und hält man inne, so hört man aus der Ferne das klagende Geheul der Hunde aus den Gehöften, den Schrei der Gullen, die einander rufen, und andere Geräusche fern und nah, die man sich nicht erklären kann. Etwas Seltsames umgibt den Wanderer und bedrückt ihn. Ist man allein, so geht man schneller; zu zweien schmiegt man sich an einander und gibt sich unbewußt den Arm. Meine Frau hing sich an den meinen:

„Möchtest du nicht Holzhauer werden? Wir würden eine hübsche Hütte bauen, ganz einfach, aber gemütlich; ich hätte kleine Vorhänge an den Fenstern, einen Teppich auf dem Fußboden, und in der Ecke mein Klavier.“

Sie sagte das alles mit gedämpfter Stimme, und von Zeit zu Zeit erzitterte ihre Hand auf meinem Arm.

„Du hättest bald genug mit deiner Hütte, Liebste!“

„Du Böser!“

Und nach einer Weile fügte sie hinzu:

„Meinst du denn, daß ich euch nicht gern habe, dich und die Kleine? Aber sicher liebe ich euch..., aber gewiß, o ja!... Das tägliche Glück, das man empfindet, läßt sich sogar nicht ausdrücken; man lebt so sehr darin, daß man es nicht mehr merkt... Gerade wie das Brot morgens und abends..., wer dünkt daran, den Hut davor abzunehmen? Und doch ist's das Leben..., oder nicht?... Aber von Zeit zu Zeit, wenn man sich besinnt, wenn man den Kopf in die Hände legt und nachdenkt, da sagt man sich: Eigentlich bin ich undankbar, denn ich bin so glücklich und danke niemand dafür... Oder auch, wenn man so ganz allein ist, und miteinander geht, Arm in Arm... Wie jetzt zum Beispiel... Der Augenblick scheint nichts zu bedeuten..., und doch, wie gern, wie gern hab' ich dich, Liebster!...“

Sie neigte das Köpfchen auf meinen Arm und drückte mich fest an sich.

„Mein Gott!“ seufzte sie „wenn ich dich verlieren könnte!“

Und sprach ganz leise, wie jemand, der Angst hat. War es die Nacht, vor der sie sich fürchtete, oder waren es ihre Worte?

„Ich habe schon oft geträumt, daß ich Abschied von euch nehmen mußte... Ihr weintet zusammen, und ich drückte euch so sehr an mich, daß wir drei nur noch eins waren... Es war Alpdrücken, weißt du, aber ich hatte nichts dagegen, denn so fühlte ich nur um so mehr, wie ich in euch lebte... Aber was knackt denn so? Hast du nicht gesehen, was da vor uns her lief?“

Zur Antwort zog ich sie an mich und umarmte sie herzlich.

Wir setzten unsern Gang fort, aber es war uns unmöglich, die Unterhaltung wieder auf-

zunehmen. Von Zeit zu Zeit packte sie mich am Arm:

„Ha... horch!... Nein, es ist nichts!“

Endlich gewahrten wir durch die Bäume hindurch ein kleines Licht, das kam und ging. Es war die Lampe hinter dem Vorhang im Salon, die auf uns wartete. Wir machten die Barrière auf und waren zu Hause. Und es war hohe Zeit, denn die Feuchtigkeit hatte uns ganz durchnäßt.

Ich holte selber eine große Welle herein, und als die Flamme knisterte und einen hellen Schein warf, setzten wir uns vor das große Kamin. Sie zitterte am ganzen Leib, die Arme! Ich zog ihr die Schuhe aus und näherte ihre Füßchen dem Feuer, indem ich sie mit der Hand schüßte.

„Habe dank, Liebster!“ sagte sie, indem sie sich auf die Schulter stützte, und mich dabei mit einem so zärtlichen Blick ansah, daß ich beinahe weinen mußte.

„Was hast du mir da erzählt, Lieb, in dem dummen Wald?“ hub ich an, als sie sich wieder besser fühlte.

„Ach, denkst du noch daran? Ich hatte Angst, das ist alles, und wenn man sich fürchtet, sieht man Gespenster!“

„Wir werden Holzhauersleut', was?“ Und indem sie mich lachend umarmte, sagte sie:

„Komm jetzt, Waldmensch, wir wollen schlafen gehen!“

Es war dies, irre ich mich nicht, unser letzter Spaziergang, weshalb ich mich noch so gut daran erinnere. Oft genug bin ich seither durch diesen Wald gegangen, wenn das Wetter trübe war und die Sonne unterging. Dann bin ich

durch die Farren gestreift, die ihr Fuß berührte, und habe mit der Hand das Gras auseinander geschlagen — armer Narr, der ich war! — um die Spur ihrer Tritte wieder zu finden... Oft blieb ich im Verhau stehen, unter den Birken, die uns damals naß gemacht hatten, und glaubte, ihr Gewand im Winde zu sehen, oder ihre Angstrufe zu hören; und wenn ich Abends zurückkehrte, wurden alte Erinnerungen an sie wieder lebendig, vom fernen Hundegeheul bis zum leisen Knacken der Zweige, vom Erschauern ihres Arms bis zum Kuß, den ich ihr gegeben hatte...

Einmal lehrte ich beim Holzhauer ein. Ich sah die guten Leute wieder, und in der rauchigen Hütte die kleine Bank, worauf wir damals saßen, und ließ mir zu trinken geben, nur um das Glas wieder zu sehen, das ihre Lippen benetzt hatten.

„Und das Frauchen, das so gut Eierkuchen machen kann? Sie ist doch nicht krank, wie?“, fragte mich die Alte.

Sie mußte die Träne bemerkt haben, die mir aus dem Auge lief, denn sie sagte nichts mehr, und ich entfernte mich.

So geht alles fort, was an ihr war, verwischt sich in der Ferne und verdunkelt sich; nur in meinem Herzen, da ist sie noch ganz...

Es ist das Naturgesetz, aber ein hartes! Selbst mein armes Kind beginnt, sie zu vergessen, und wenn ich ihm — weil ich nicht anders kann — sage: „Erinnerst du dich noch, liebes Kind, wie deine Mutter dies oder jenes tat?“ so bejaht es wohl die Frage, aber, ach, ich merke wohl, daß es nicht mehr daran denkt.

G. Droz.

Naturgeschichte.

Der Maulwurf.

Im Frühjahr wie im Sommer ist der Maulwurf auf Reisen. Er wechselt oft den Bezirk und schlägt seinen Wigwam bald da bald dort auf. Während dieser Reisezeit bezieht er sein Lager, wo es sich gerade trifft, am Begrab, den er unterwühlt, wodurch ein besonderer Maulwurfshügel von länglicher Form entsteht. Rückt aber der Herbst herbei, da denkt

der Maulwurf daran, sich definitiv niederzulassen, und jetzt erst verwendet er darauf alle seine Kräfte. Nicht nur dehnt er seine zahlreichen unterirdischen Gänge nach allen Richtungen aus, sondern er baut sich auch größere Straßen, die sein Gebiet durchkreuzen, und in welche die Gänge münden, wie die Gassen unserer Städte in die Hauptstraßen. Oft begnügt sich das Tier mit einer einzigen großen Straße, die man „Passage“ heißt: manchmal gräbt es

deren auch zwei oder drei. Die Passage liegt gewöhnlich 10 bis 12 ctm unter der Erde, es sei denn, daß sie unter dem Gartenweg durchgeht, der viel gebraucht wird, oder unter der Straße, auf der Wagen und Zugtiere vorbeiziehen; in diesem Fall bringt sie der vorsichtige Baumeister, aus Rücksicht auf das Gewölbe, 45 bis 50 ctm unter der Erdoberfläche an. Während der oder jener Gang nur zu einmaligem Gebrauch, ein anderer nur gelegentlich dient, ist die Passage in stetigem Betrieb; dort ist man sicher, den Maulwurf zu treffen. Und wie merkwürdig! Nimmt man von einer Passage den Hügel weg, so wird man nicht finden, zu welchem Loch das Tier die Erde herausgeschafft hat; der Maulwurf hat die Öffnung wieder sorgfältig verstopft, und es bedarf einer eingehenderen Untersuchung, um die Erdkrumme zu entdecken, die er da hinein gestoßen hat.

Aber namentlich zum Bau der Wohnung wendet der Maulwurf die größte Klugheit auf. Da er acht Monate im Jahr drin hausen muß, vom Spätjahr bis zum Frühjahr, vernachlässigt er nichts, um sie so bequem und sicher als möglich zu machen. Vor allem verlegt er sie in den günstigsten Ort seines Bezirks, meist an den Fuß eines Baumes, dessen Wurzeln die Feuchtigkeit aufsaugen; das Tier weiß den Wert dieses Trockenapparats wohl zu schätzen. Der Maulwurf beginnt mit der Errichtung einer Wölbung aus Erde, die er knetet und bearbeitet, bis sie die höchste Festigkeit erlangt hat; unter dieser Wölbung schlägt er dann sein Lager auf, rund, hohl, und mit einer dichten Grasschicht gepolstert.

Sehen wir nun zu, wie geschieht die Hölgänge und Rundgänge gemacht sind, die zum Lager führen. Unter der Wölbung existiert ein

Rundgang, der in eine der Höhlungen mündet, von denen die Rede war (die andern sind ohne Ausgang), und von welcher in ungefähr gleichen Abschnitten fünf Wege auseinandergehen. Diese fünf Wege führen zu einem zweiten Rundgang, der um den ersten herumgezogen ist, und selber neun Wege oder Gänge ausmündet läßt, die nach mehr oder minder langen Windungen zur Passage hinführen. Es ist zu bemerken, daß die Ausgänge des ersten Rundgangs, der „Hauptgang“ heißt, niemals mit

Ausgängen des zweiten Rundganges, des „Umfassungsganges“ korrespondieren. Aber das ist noch nicht alles; inmitten dieses Labyrinths von Komplikationen, von dem er alle Windungen kennt, war es ihm noch nicht sicher genug; er wollte für einen Ueberfall gerüstet sein, und darum einen einfachern und raschern Rettungsweg „an der Hand“ haben. Darum hat er sich noch unter dem Lager ein Loch gegraben, ein „Versteck“, das 50 ctm senkrecht tief geht, um schräg wieder heraufzukommen, und in einem

der Wege seines unterirdischen Palastes zu münden, außerhalb des Umfassungsganges.

Wenn das Weibchen im Begriffe steht, niederzukommen, hält es sich nicht in der Wohnung auf, sondern es richtet sich ein Nest her. Dazu wählt es sich ein erhöhtes Terrain, einen Hügel im Rebstück, die steile Böschung eines Wegs, den höher liegenden Teil eines Grundstücks; was das Tier will, ist, daß das Wasser abfließen kann. Meist sieht man vom Nest nichts, sicher nicht an besuchten Orten. Wenn es sichtbar ist, so erkennt man's an seinem Umfang; es ist vier- oder fünfmal so groß wie der gewöhnliche Maulwurfschügel; von der Spitze gehen einige Abhänge aus, welche die in ihrer Breite gelegenen Kanäle bezeichnen. Im In-



Der Maulwurf.

ner
un
sic
Ne
wir
allg
dar
füh
mit
Ne
wir
mö

ge
den
geb
wä
pap
alle
flä
so
He
for
ct
wa
dre
die
ber
G
un
dor
die
Er
ber
sta
zu
T
hor
sic
ein
zu
es
an
fü
me
lar
da
de
tr
du

nern ist das Lager mit frischem Gras gepolstert, und darüber liegt eine Decke aus Haaren, die sich das Weibchen vom Leib reißt. Da das Nest nur verhältnismäßig kurze Zeit benutzt wird, ist es nicht so kunstvoll gesichert wie das allgemeine Lager. Es gehen keine Kundgänge darum herum; nur zwei oder drei Kanäle führen dazu und setzen das Nest in Verbindung mit den Gängen und Passagen. Aber auch das Nest hat, wie die Wohnung, jenes Versteck, das wir beschrieben, wodurch eine rasche Flucht ermöglicht wird.

So sehen die merkwürdigen Bauten dieses geschickten Architekten aus. Aber man würde dem Maulwurf nicht die Ehre antun, die ihm gebührt, wenn man nicht die Intelligenz erwähnte, mit der er sich den Verhältnissen anpaßt, wie sie sich ergeben, und den Hindernissen aller Art Schach bietet. Wird er an der Oberfläche entdeckt, während er den Bezirk wechselt, so verliert er keine Zeit, um wieder in seinen Herrschaftsbereich zu gelangen; er schlüpft sofort unter und gräbt in die Tiefe 60 bis 70 cm., das Loch hinter sich verstopfend, und wartet, bis die Gefahr vorbei ist; er bleibt dort drei, vier, fünf Stunden, wenn er meint, daß die Vorsicht es erfordert. Ein Beobachter hat bemerkt, daß der Maulwurf, wenn er seine Gänge unter einer Tür gräbt, dazu den Platz unter den Angeln wählt, in der Voraussicht, dort am wenigsten gestört zu werden. Wenn die Not es erfordert, vermag er die härteste Erde zu durchbohren. Aber wenn es nur geht, vermeidet er ein Terrain, das zu viel Widerstand leistet; ist beispielsweise ein kieseliger Weg zu durchgraben, so geht das Tier in die Tiefe, bis es weichen Boden findet, um wieder hoch zu kommen, wo der Weg aufhört. Hat es sich aber in der Nähe eines Baches oder Teiches eingerichtet, wo das Durchsickern von Wasser zu fürchten ist, so benimmt es sich umgekehrt; es sucht die trockenen, soliden Adern im Boden auf und entfernt sich von den Schichten, die es für feucht und zu durchlässig ansieht. Manchmal hindert es nicht einmal ein Wasserlauf, seinen Bereich darüber hinauszudehnen; dabei legt es eine staunenswerte Fähigkeit an den Tag; ist das Bett des Baches etwa ausgetrocknet, so gräbt es sich einen Gang unten durch; ist es sumpfig, so nimmt es den Weg

unter der Sumpfschicht; ist der Bach voll Wasser, so kommt es hoch und schwimmt hinüber, denn es weiß, daß es seine Wohnung überschwemmen würde, wenn es das Bett oder die Böschung am Wasser anbohren wollte.

Trotz oder vielmehr wegen seiner großen architektonischen Fähigkeiten, wird der Maulwurf gehaßt und verfolgt; auf seinen Kopf ist ein Preis gesetzt, und es gibt eine eigene Klasse von Leuten, die vom Krieg gegen den Maulwurf leben. Ist das gerecht? Wir leugnen nicht, daß es sehr unangenehm ist, seine Gartenländer, die gestern noch schön eben da lagen, heute durchwühlt, mit gewaltigen Maulwurfs-
hügeln gespickt zu sehen, und darunter den jungen Salat, von diesen Grundhäuschen bedeckt. Sicherlich haben Gärtner, Bauer und Gutsbesitzer ein Recht, sich der Maulwürfe, die ihnen lästig fallen, zu entledigen. Wir maßen uns nicht an, ihnen die allgemeine Absolution zu verweigern; aber wir wagen zu behaupten, daß die Maulwürfe in manchen Fällen nützlich sind und Schonung verdienen. Denn wenn die Maulwürfe die Erde unserer Aecker und Gärten aufwühlen, so ist es, um die Larven von Insekten zu vernichten, die sich nur von Wurzeln nähren, unsere Gemüse zugrunde richten, und nicht selten unsere Spaliere dezimieren. Fürchtet namentlich die Maulwürfe im Wiesengelände nicht! Begnügt euch damit, die Hügel niederzulegen; dann werden die Mäher nicht gestört, und das Gras wird nur fetter und dichter.

Drei Juden, welche sich mehrerer Diebstähle schuldig gemacht hatten, wurden zum Tode durch den Strang verurteilt. Sie wurden auf den Richtplatz geführt, die Exekution begann; da traf bei Verlesung des Urteils unter dem Galgen für einen derselben die Begnadigung ein, worauf ihm die Fesseln abgenommen wurden und der Richter ihn frei entließ. Er blieb aber ganz ruhig und mit zufriedener Miene gegenwärtig, was natürlich kein geringes Erstaunen erregte und Veranlassung gab, ihn wiederholt zum Verlassen der Richtstätte aufzufordern. Er aber gab zur Antwort: *Aß ich will warten, ob sich läßt machen a Geschäft mit die Kleider und die Stiefel von meine Kameraden.*

Allerlei Zahlen über das deutsche Kali.

(Ein Gespräch beim Düngemittelhändler im Kriege.)

Von Dr. W. Terwig.

„Dass es mit dem Superphosphat nichts ist, verstehe ich, dass ich aber auch mit der Lieferung des Kalis 6 Wochen warten soll, will mir nicht in den Kopf, wo ich es doch so bitter notwendig für meine Rüben und Kartoffeln brauche. Gibt es denn keine Kalisalze mehr?“

„Oh, die gibt es schon noch. Deutschland hat sogar ungeheure Mägen davon, aber sie müssen gefördert werden, und dazu gehören Arbeiter, Kohlen und vieles andere, auch Eisenbahnwagen, um sie abzutransportieren, und dann ist die Nachfrage auch sehr gestiegen.“

„Ja wird denn von den Westlen mehr geliefert als früher?“

„Ich hörte, daß der Absatz an Kali allein an die deutsche Landwirtschaft im Jahre 1917 gegenüber dem letzten Friedensjahre 1913 um rund 55% zugenommen hat.“

„In Rohsalzen wurden 1917 im ganzen fast 90 Millionen Doppelzentner gefördert.“

„Hören Sie auf! Hören Sie auf! Mit solchen Zahlen weiß unferne nichts anzufangen; von solchen Mengen kann man sich keine Vorstellung machen.“

„Ach ja, diese 90 Millionen Doppelzentner würden ein ganz hübsches Häufchen geben oder vielmehr einen kleinen Berg. Ich habe mir's mal ausgerechnet: Bei 250 Meter Höhe würde der Haufen unten eine Breite haben von mehr als 300 Meter und würde über 30 Morgen Land bedecken. Das Straßburger Münster (links vom Haufen), welches auch schon die recht hübsche Höhe von 142 Meter hat, würde sich dagegen verstecken müssen.“

„Donnerwetter ja! Und diese Salze müssen alle etwa 500 Meter tief aus dem Erdinnern herausgeholt werden, habe ich mal gehört?“

„Ja, das stimmt! Man macht sich nur schwer einen richtigen Begriff, welche Arbeit dabei geleistet werden muß. Wenn die Fördermaschine nur 1 Doppelzentner Kalisalz aus einer Tiefe von 500 Metern heraufholt, so ist dabei dieselbe Arbeit geleistet worden, als wenn Sie einen Doppelzentner zweimal den eben geschilderten Berg von Kalisalzen von 250 Meter Höhe hinaufschleppen würden, und erst wenn 90 Millionen Menschen – das ist die gesamte Einwohnerschaft von Deutschland und Spanien – sich der gleichen Leistung unterzögen, wäre sozial Arbeit geleistet worden, wie die Fördermaschinen verrichten, wenn sie 90 Millionen Doppelzentner aus 500 Meter Tiefe heraufholen.“

Wenn gar ein Mann allein es schaffen könnte, so hätte er dieselbe Arbeit vollbracht, als wenn er einen Doppelzentner eine Leiter von 500 Meter \times 90000000 = 45000000 Kilometer hinaufschleppte. Das ist aber genau das 120fache der Entfernung des Mondes von der Erde. Ununterbrochen, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, müßte er rund 6000 Jahre lang klettern, um zum Ziele zu kommen.“

„Wieviel Eisenbahnwagen würden denn notwendig sein, wenn diese 90 Millionen Doppelzentner alle auf einmal verladen werden sollten?“

„Im Jahre 1912 verfügte das Deutsche Reich insgesamt über 627404 Güterwagen, die gerade das nötige Ladegewicht von 90 Millionen Doppelzentner aufwiesen. Aber die Rohsalze, so wie sie aus der Grube kommen, werden nur zum Teil als solche verfrachtet; ein großer Teil davon wird in den Fabriken erst zu konzentrierten Salzen, wie 40% iges Kalidüngesalz, Chloratum usw. verarbeitet und in dieser Form verschickt. Selbst dann bleibt noch die Kleinigkeit von 46 Millionen Doppelzentnern zu verfrachten, wozu über 300000 Wagen mit einem Ladegewicht von je 15 Tonnen notwendig sind.“

„Wollte man diese zu einem einzigen Zug zusammenstellen, so würde sich die Spitze desselben in Brüssel und der letzte Wagen in Konstantinopel befinden.“

„Nun ist's aber genug mit Zahlen, mir schwindet der Kopf! Ich verstehe aber jetzt auch, was die deutsche Kaliindustrie trotz des Krieges noch leistet und will mich in Geduld fassen, wenn ich einmal nicht gleich beliefert werde.“

